P. O. germ. 34 a/f 110 Alxinger.

Johann von Alxingers

sämmtliche Werke.

Zehnter Band.

Enthält:

Prosaische Aufsätze.

Wien, 1812.
Im Verlage der Franz Haasischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Johann v. Alxinger.

Prosaische Aufsätze.

Von

Johann von Alxinger.

Jenny Salm

Wien, 1812.
Im Verlage der Franz Haasischen Buchhandlung.

Johann von Alxingers

Ehrengedächtniß.

Johann Baptist Edler von Alxinger, der k. k. Erblande Ritter und Secretär bey der k. k. Hof-Theatral-Direction, ward den 24. Januar 1755 zu Wien geboren. Sein Vater war der Rechte Doctor und fürstlich-Passauischer Consistorial-Rath. Die Humanioren studierte er bis in die vierte Classe in dem damahligen Profeßhause der so genannten oberen Jesuiten, und vollendete sie in dem Schulhause der unteren Jesuiten unter der Leitung des berühmten Numismatikers und nachmahligen Directors des k. k. Münz-Cabinettes, Hrn. Abbé Eckhel. Das glückliche Talent Alxingers zeigte sich

schon damahls in einem hohen Grade. Seinem eigenen Geständnisse zu Folge flößte ihm besonders sein trefflicher Lehrer Eckhel jene feurige Neigung zur classischen Literatur ein, in deren gründlichen Kenntniß er sich in der Folge unter den vaterländischen Gelehrten mit seinem Lehrer selbst, mit einem Denis, Born, Locella und mehreren andern messen konnte. Er äußerte auch aus diesem Grunde bis an das Ende seines Lebens für seinen Lehrer und Freund Eckhel jene innige Dankbarkeit und Zuneigung, die er nicht nur der großen Gelehrsamkeit, sondern auch der rechtschaffenen und aufgeklärten Denkart desselben schuldig zu seyn glaubte.

In der Folge widmete er sich mit eben so großem Fleiße der Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit, welche letztere er unter der Anleitung des k. k. wirklichen Staatsraths und ehemahligen Pro-

fessors der Rechte, Freyh. v. Martini, mit so gutem Erfolge betrieb, daß er von der k. k. Universität zu Wien die Doctor-Würde erhielt; bey welcher Gelegenheit auch seine Dissertatio inauguralis, praecipuarum quarundam de jure patronatus quaestionum discussionem continens erschien, und unter die Zuhörer vertheilt wurde.

Das ansehnliche Erbgut seiner Aeltern, die er frühzeitig verlor, versetzte ihn schon in der Blüthe seiner Jahre in eine glückliche Unabhängigkeit. Nichts destoweniger fuhr er in gründlicher Erlernung der practischen Rechtskunde unermüdet fort, und erhielt, nach glücklich abgelegten Prüfungen, das Diplom eines k. k. Hof-Agenten, welches Amt er jedoch niemahls zur Vermehrung seiner Einkünfte, sondern bloß als ein wohlthätiger Vertreter dürftiger Parteyen,

denen die Prozeß-Gebühren zu schwer fielen, ausübte.

Die Liebe zu den Deutschen Musen machte ihn mit den Herren Riedel und Haschka bekannt, wovon der erste im Jahre 1776 die literarischen Monathe heraus gab, eine Zeitschrift, woran Denis, Mastalier, Retzer u. m. a. Theil nahmen, in welche nun auch Alxinger seine ersten poetischen Versuche einrücken ließ. Der Enthusiasmus Alxingers für die Aufnahme der Deutschen Literatur in seinem Vaterlande machte ihm die Bekanntschaft mit Herrn Haschka, den er damahls als den vorzüglichsten Beförderer derselben ansah, in dem Grade schätzbar, daß er ihm zum Beweis seiner Achtung 10000 Gulden seines ererbten Vermögens schenkte, auf einige Zeit Kost und Wohnung mit ihm theilte, und ihn überhaupt in den

Besitz aller Bequemlichkeiten des Lebens setzte, die er selbst genoß. Trotz der merklichen Verschiedenheit des Charakters beyder Freunde, Trotz der ganz entgegen gesetzten Richtung ihres dichterischen Geschmackes, blieb Alxinger nichts destoweniger bis an seinen Tod Haschka's inniger Freund, wenn er gleich bey reiferem Geschmacke manche seiner späteren schriftstellerischen Geburten ganz und gar nicht billigte.

Im Jahre 1780 erschienen Alxingers Gedichte zum ersten Mahle in einer kleinen Sammlung zu Halle bey Gebauer, vom Herrn Rath Riedel heraus gegeben. Bald darauf machte er die Bekanntschaft anderer junger Männer, als der Herren Blumauer, Ratschky und Leon, die sich durch ihre Dichtertalente in dem Wiener Musen-Almanach auszeichneten, und lieferte alljährlich sei-

ne Beyträge zu demselben. Im Jahre 1784 erschien zu Leipzig die erste Ausgabe seiner sämmtlichen poetischen Schriften zum Vortheile des Wiener Armen-Institutes, welcher im Jahre 1787 Leipzig bey Göschen sein erstes episches Gedicht: Doolin von Mainz, nachfolgte. Im Jahre 1789 veranstaltete er zu Klagenfurt bey Kleinmayer die zweyte, um vieles vermehrte und verbesserte Ausgabe seiner Gedichte in zwey Theilen, auf welche im Jahre 1791 Leipzig bey Göschen sein zweytes episches Gedicht: Bliomberis, und dann i. J. 1792 zu Klagenfurt bey Kleinmayer sein Numa Pompilius nach Florian in zwey Theilen folgte. Endlich sammelte er seine vielen Gelegenheitsgedichte, und gab sie mit noch anderen, in der Zwischenzeit verfaßten Gedichten und Uebersetzungen im Jah-

re 1794 Wien bey Camesina unter dem Titel: Alxingers neueste Gedichte heraus.

Seine beyden epischen Gedichte sah er immer als diejenigen Werke an, durch die er seinen Dichternahmen gegründet zu haben glaubte. Er wandte daher auf die Verbesserung, ja man darf sagen, gänzliche Umbildung seines Doolin von Mainz eine so unermüdete Sorgfalt, daß er ihn wohl sechzehn Mahle durchfeilte, und seine verbessernde Hand noch in den letzten Tagen seines Lebens nicht davon abzog. Sein letzter Wunsch auf dem Krankenbette war, dieselbe Sorgfalt auf den Bliomberis und eine Auswahl seiner kleinen Gedichte wenden zu können, die er sich bereits aufgezeichnet hatte, und die er sämmtlich in Einem Bande heraus zu geben gedachte. Im Manuscript

hinterließ er nichts, als eine treffliche Nachahmung der achten Satyre Juvenals, welche bereits Herr Gottlieb Leon in seinem Apollonion auf das Jahr 1810 und 1811 bekannt gemacht hat.

Im Jahre 1793 unternahm Alxinger die Herausgabe der Oesterreichischen Monathsschrift, zu welchem Journale nachher noch vier seiner Freunde: Jos. Schreyvogel, Joh. von Ehrenberg, Gottlieb Leon und Jos. von Schwandner als Mitherausgeber beytraten. Der Endzweck dieser Zeitschrift war: bey den politischen Ereignissen in Frankreich nicht nur den Geist des Publicums zum wahren Interesse für seinen Landesfürsten und sein Vaterland anzueifern, sondern auch im Fache der Deutschen Literatur und des Theaters in seiner Vaterstadt den besseren Geschmack

auszubreiten. Obschon diese patriotischen Gesinnungen auf jedem Blatte dieser Monathsschrift deutlich genug hervor leuchteten: so wurden dennoch seine und seiner Freunde Bemühungen von einigen Gegnern geflissentlich mißverstanden, und dieses Journal mußte mit der ersten Hälfte des zweyten Jahrganges aufhören.

Als im Julius des Jahres 1794 der Freyherr von Braun die Direction des k. k. Hof-Theaters übernahm, wurde Alxinger bey derselben als Secretär angestellt, in welcher Stelle er mit seinem Jahrsgehalte von 1400 Gulden gegen das Ende des Jahres 1796 durch ein Hof-Decret förmlich bestätiget wurde. Obwohl er, nach der bereits bestehenden Einrichtung des Theatral-Ausschusses, auf die Wahl, die Rollenvertheilung und die Aufführung der Stücke selbst keinen unmittelbaren Einfluß hatte; so verrichte-

te er doch jene Geschäfte, zu denen ihn sein Amt verpflichtete, mit einer so gewissenhaften Treue und Pünctlichkeit, daß er sich derselben sogar in dem gefährlichsten Zeitpuncte seiner Krankheit nicht entzog, und noch wenige Tage vor seinem Tode einen schönen Beweis seines Amtseifers ablegte.

Als Literator besaß Alxinger alle die Kenntnisse, zu denen der Nahme eines Gelehrten berechtiget. Seine Belesenheit in den Römischen und Griechischen Classikern war so groß, daß man nur einen Vers oder den Anfang einer Periode angeben durfte, um ihn sogleich den Verfasser, das Buch und oft sogar die Seite seiner Handausgabe nennen, und die längsten poetischen oder prosaischen Stellen herdeclamiren zu hören. Homer und Virgil waren besonders seine Lieblinge. Den letzteren

wußte er beynahe ganz auswendig. Er war nicht minder vertraut mit allen classischen Werken der Franzosen, Italiäner und Engländer. Seine Muttersprache hatte er aber in solchem Grade inne, daß er nicht allein bey vorgelesenen Aufsätzen jede Unrichtigkeit im Reime und im Ausdruck auf der Stelle rügte, sondern auch im freundschaftlichen Umgange jeden Sprachfehler anzeigte, und aus seinem Liebling Adelung den Beweis führte. Gegen seine eigenen Arbeiten verfuhr er hierin mit einer Strenge, die bis zur Uebertreibung ging. In dieser Rücksicht war er auch das allgemeine Orakel seiner literarischen Freunde. Er stand fast mit allen inländischen Gelehrten in einer genauen Verbindung. Unter den Gelehrten des Auslands waren Wieland, Geßner, Uz, Ramler, Gleim, Göcking, Fridrich Nicolai in Berlin, Freyherr von Nicolay in Pe-

tersburg, Adelung, Heyne, Biester, Manso u. m. a., die ihm ihre Achtung für sein Talent in freundschaftlichen Zuschriften bezeigten. Er war ein Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Mannheim, und seit dem Jahre 1781 Mitarbeiter an der allgemeinen Literatur-Zeitung in Jena.

In der Freundschaft war Alxinger ein Enthusiast: er konnte leicht aufgebracht, aber sogleich wieder besänftiget werden. Sein glückliches, immer jovialisches Naturell machte ihn zum angenehmsten Gesellschafter; daher er überall beliebt und willkommen war. Die Munterkeit seiner Laune verließ ihn erst bey seiner gänzlichen Entkräftung auf dem Krankenbette. Schade, daß er der Festigkeit seines Körpers zu sehr vertraute, und im Genusse des Lebens nicht immer Maß und Ziel hielt! Für Arme und Noth-

leidende war er gefühlvoll: er übte manche Wohlthat im Stillen, wobey die Dankbarkeit umsonst auf ihren Urheber rieth. Noch wenige Tage vor seinem Tode zeigte sich Alxinger als den edelsten Staatsbürger in einem Briefe an Herrn Göschen, den er einem seiner anhänglichsten Freunde, der gerade in seinen letzten Stunden immer um ihn war, Herrn Leon, in die Feder dictirte. Er drang in demselben, Trotz der Gegenvorstellungen seines Freundes Leon und Göschen, auf die Abänderung zweyer Stellen seines Doolin von Mainz, die kaum dem spitzfündigsten Politiker auffallen konnten. Die edlen Empfindungen, die er hierbey gegen seinen Monarchen und dessen nächsten Staatsdiener äußerte, sind des wärmsten Patrioten würdig. Dennoch konnte man bisweilen die Lauterkeit der Gesinnungen eines Mannes mißkennen, der sie durch so viele pa-

triotische Gesänge an den Tag legte, und zuletzt noch auf dem Todtenbette mit dem schönsten Zeugnisse besiegelte.

Alxinger starb, nach mehrmahligen Rückfällen, endlich an einem Nervenfieber zu Wien den 1. May im Jahre 1797.

Prosaische Aufsätze.

Saint Flour und Justine.

Aus dem Französischen *).

Erster Brief.

Carl Saint Flour an Joseph Dantigny.

Du willst, lieber Joseph, daß ich dir von meinen Handlungen und Gedanken genau Rechenschaft geben soll. Göttliche Freundschaft! glücklich, wer dir seine Freuden und Leiden vertrauen kann! Du, hundert Mahl mehr werth als die Liebe, begnügst dich nicht mit einer lügenhaften Außenseite, welche die Seele anders zeigt, als sie ist, und ein bloßes Scheinglück gewähret. Vergebens lockt dich die Schönheit durch süße Blicke, und lächelt dir mit einladenden Worten zu. Ihre erkünstelte Naivetät, ihre treulosen Liebkosungen können dich nicht verführen. Du dringst bis in das Wirkliche. Deine Freuden, immer rein, sättigen nicht, indessen die der Liebe, oft durch das Laster befleckt und die Reue getrübet, bloß auf der Sinnlichkeit beruhen, nur eine Zeit lang wäh-

*) Dieser geschmackvolle Auszug eines der beliebtesten Romane ist, so viel ich weiß, noch gar nicht bekannt.

ren, und mit der Täuschung, welche sie hervor gebracht hat, auch wieder verschwinden.

So, Joseph, betrachte ich die Freundschaft, die Liebe .... ich habe Böses von ihr gesagt; sie mag es mir vergeben! Was ich bey den Weibern fühle, ist nicht Liebe; es ist eine gewaltthätige Gährung, eine wahre Trunkenheit. Meine Seele schwebt mir weg; der Anblick eines Weibes macht mich schaudern. Es ist der Schauder und dann die brennende Hitze eines Fiebers. Wenn ich liebte, wäre ich ruhiger. Aber wie könnten sich in Einem Weibe alle meine verschiedenen Empfindungen concentriren? Ich bethe so entgegen gesetzte Dinge an, bald einen schlanken Wuchs, einen königlichen Anstand, einen stolzen Blick, etwas Widerspänstiges in der Figur, ein feines Lächeln, einen auffordernden Mund, eine liebliche Art zu reden; bald große blaue Augen von Liebe schmachtend, schön geründete Conturen, eine rührende Grazie, einen weichen Gang, eine lässige Miene. Bald ist es die Wollust selbst, die auf der ganzen Person herum irrt, und in allen ihren Zügen sich bildet; bald ist es eine naive Schamhaftigkeit, ein harmonischer Ton der Stimme, die liebenswürdige Munterkeit der Unschuld. . .

Ich habe zu viel Leben in mir; ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll. Ich will dir künftig schreiben, und dir die Gegenstände so mahlen, wie sie sich mir darstellen. Du wirst die Schilderungen gigantesk finden. Wenn ich allein bin, überlasse ich mich meinen Lieblings-Chimären, und schwelge in höchst angenehmen Empfindungen. Bald schwillt mein

Herz, meine Brust ist beklemmt, ich brauche eine Feder oder einen Freund. Welche Thorheit! Joseph. .... Aber warum sollte ich das Weib nicht finden, das ich mir vormahle? Eine heimliche Stimme sagt mir, sie sey irgend wo; vielleicht erwartet sie mich mit eben der Ungeduld, als ich nach ihr verlange. . . . Ich reise zu Pferde, da ich die Post hätte nehmen können. Ich kenne zu sehr den Werth der Zeit, um sie so abzukürzen. Aufmerksam alles aufzufassen, suche ich die flüchtige Erscheinung der Gegenstände zu verlängern, nicht sie durch das Rasche meines Laufes zu zerstören. Mit welcher entzückenden Bewunderung habe ich hoch vom Tertrafrelet herab das prächtige Thal von Arthuisiere betrachtet! . . . Wie schön kam mir die Natur vor! Gleich einer jungen Verlobten, die aus dem Ehebette steiget, glänzt sie durch die lebhaftesten Farben. Wie viele zärtliche Scenen hat die vertraute, verschwiegene Nacht mit dem finstern Schleyer des Geheimnisses nun eben bedeckt! Wie viele Menschen sind glücklich durch das Vergnügen! . . . Das Vergnügen, ach! wäre es so, wie ich es mir vorbilde, so hätte der unglücklichste Mensch, der es nur einen Augenblick genossen hätte, schon kein Recht mehr, sich über sein Daseyn zu beschweren. . . .

Zehnter Brief.

Du weißt, daß ich in Besançon bey meinem Regimente bin. Mein Major will mich bey einer Frau hier einführen. Sie hat, sagt er, eine allerliebste

Nichte, die stark in der Musik ist. Diese junge Person, die Tochter eines Parlaments-Rathes, hat ihre Mutter verloren, und lebt mit einer Tante. Der Vater ist ein Mann von Verdiensten, hochgeachtet von denen, die mit ihm umgehen, die Tante ein liebenswürdiges Weib von viel Geist. Der Major ist unerschöpflich im Lobe der Nichte; sie heißt Fräulein Deranville. Die Tante, die Witwe eines Rittmeisters, führt die Hauswirthschaft ihres Bruders. Man sieht Gesellschaft. Der Major sprach von mir; man bath ihn mich einzuführen. Der Tag ist angesetzt. Ich kümmere mich wenig darum, neue Bekanntschaften zu machen.

Ich werde die Rechnung von meinem Besuche ablegen.

Eilfter Brief.

Ich hatte mich nicht angezogen, nicht hingerissen gefühlt; ich war mehr geblendet, als bewegt. Indessen hat das Fräulein Deranville eine angenehme Figur. Vielleicht war sie nicht in guter Laune; aber ihre Zurückhaltung hat eine persönliche Anzüglichkeit, die erniedriget. Es scheint, du seyst es, den sie nicht mag, und nicht, als scheue sie die Menschen überhaupt. Joseph, ich habe die Seele, welche ich suchte, nicht finden, ja nicht einmahl mir denken können. Die Tante, noch sehr frisch, ist hübsch, hat Verstand und Kenntnisse. Ich habe bald bemerkt, daß sie mehr auf Treue und Glauben hin urtheilt, als nach eigener Ueberlegung. Ich wollte wetten, sie ist nicht

so, wie die Natur wollte, daß sie sey, und etwas weit Besseres, als wozu sie sich selbst gemacht hat.

Man sprach von der Empfindsamkeit; ein Modegewäsch bey alternden Weibern. Da sie den Vorzug jüngerer Personen nicht mißkennen können, so bestreben sie sich das Wesentliche an den Platz der bloßen Einbildungen zu setzen, und für Reitze, die sie nicht mehr haben, eine Schadloshaltung an Tugenden zu geben, die sie gleichfalls nicht haben.

Fräulein Deranville nahm nicht Theil an der Unterredung. Frau von Thouvenelle hatte sich nachher erkundiget, wie lange ich in Besançon sey, und ob ich den Winter in Paris zugebracht hätte. Die Nichte warf die Augen auf mich; ich bemerkte etwas Verwunderung an ihr, und ihre ganze Person bekam in diesem Augenblick etwas Ausdruckvolles, das sie noch hübscher machte. Fräulein Deranville wollte wissen, ob ich oft das Schauspiel besuchte; ich antwortete, daß ich die Talente immer verehrte. — Sie machen Musik, mein Herr? — Ich studiere sie täglich, mein Fräulein. Frau von Thouvenelle ließ Karten bringen. Man setzte sich zum Spiele. Ich konnte die Partie mit einer alten Präsidentinn nicht ausschlagen, die in Einem fort mein Geld gewann, und mich mit Fragen und Complimenten überhäufte. Der Ton der Gesellschaft ist höflich, aber traurig. Er verräth Gutmüthigkeit. Diese Weiber haben Sitten, das ist viel für mich.

Zwölfter Brief.

Ich bin wieder zur Frau von Thouvenelle hingegangen. Sie ist wirklich eine liebenswürdige Frau; aber noch kann ich sie nicht beurtheilen. Sie schlug mir vor, bey einer Clavier-Lection ihrer Nichte gegenwärtig zu seyn. Ich erstaunte ein junges Fräulein allein bey einem Meister von 20 oder 22 Jahren zu sehen, dessen feurige Augen, dessen lebhafte, ausdrucksvolle Physiognomie gewaltige Leidenschaften verrathen. Frau von Thouvenelle fragte in einem trocknen Tone, wo die Kammerjungfer wäre. — Vermuthlich hat sie zu thun, antwortete das Fräulein launisch. Ich nahte mich ihr; Justine (das ist ihr Nahme, mußt du wissen) nahm eine gefällige Miene an, und sagte mir etwas Verbindliches. Sie spielte ein Concert von Schober und wirklich sehr gut. Wir sangen Duette. Die Stimme des Fräuleins Deranville ist schwer zu bestimmen, wie ihre Person. Es waren nicht die Töne einer zärtlichen, sanft bewegten Seele, es war der Ausbruch starker Leidenschaften. Ich fand mich in meinem Ausdrucke fortgerissen, und kam über die Gränzen der Rührung hinaus. Soll ich dir meine *Einbildung* gestehen? Ach, Joseph, es ist eine! Ich glaubte, daß etwas von dem Gesange des Fräuleins mir gälte. Leere Einbildung! Als ich die Augen zum Fräulein erhob, fühlte ich in diesem flüchtigen Augenblicke, wie verführerisch dieses Mädchen für mich werden könnte. Fräulein Deranville ist nicht das Frauenzimmer, das ich suche; ich sehe es selbst ein, daß

sie mehr meine Sinne als mein Herz befriediget. Indessen ist sie doch ein bezauberndes Geschöpf. Sie verführt, ohne es zu wollen.

Frau von Thouvenelle ging in den Saal hinaus, und ließ uns am Claviere. Kaum war sie weg, so zeigte sich das Fräulein ganz anders. Ich fand sie lebhaft, munter, neckend, und das mit einem Eifer, der mich in Erstaunen setzte. Herr Deranville war bey uns geblieben. Justine scheut seine Gegenwart nicht. Er ist wirklich der beste Mann, und liebt seine Tochter außerordentlich. Zu dem muß er den ganzen Tag über einen Stoß langweiliger Papiere lesen; die Abendgesellschaft ist also für ihn eine angenehme Zerstreuung; er überläßt sich ihr, ohne sich damit zu quälen, was andere thun.

Ich erwiederte Justinens Neckereyen. . . . Welche Schwachheit, Joseph! Aber mich zwang dieses sonderbare Mädchen, mich mit ihr zu unterhalten, und lenkte, wie durch einen Zauber, meine Aufmerksamkeit auf ihre ganze Person zurück. Ich sah, daß sie wünschte mir zu gefallen, und weiß doch nicht, ob ich ihr gefiel. Wir verließen das Clavier, und gingen zur Gesellschaft zurück. Man setzte mich wieder zum Spieltische der Präsidentinn; aber diese, sey es nun zur Schadloshaltung für mein verlornes Geld, sey es in der Absicht geschehen, mir noch mehr abzugewinnen, rief Justinen und bath sie, sich zu ihr zu setzen. Es war mir nicht mehr möglich, an mein Spiel zu denken. Justine hätte mir es nimmermehr vergeben, wenn ich ihr die Pickdame vorgezogen hätte. Auch ließ sie mir nicht die Wahl. Halb

redend, halb den ersten Discant einiger Duette summend, brachte sie es wirklich dahin, daß sie sich meiner Aufmerksamkeit bemeisterte, und ich gar nicht mehr wußte, was ich that.

Bey der Tafel setzte man mich zu ihr. Niemahls sah ich ein solches Bild der langen Weile. Sie sprach eben so wenig, als sie aß. Ich fragte sie, ob ihre Tante den Sommer auf dem Lande zubrächte. Sie antwortete mir ein Nein, mein Herr, begleitet mit zwey- oder dreymahligem Gähnen. — Sie haben Vapeurs, Fräulein? — Nein, mein Herr; aber lange Weile. Mir es besser zu beweisen, gähnte sie wieder ein oder ein Paar Mahl. Ich sehe sie mit einer Art Verwunderung an. Justine wandte die Augen auf mich, und lächelte mit vieler Anmuth. — Ich komme ihnen wohl sehr seltsam vor. Ich habe lange Weile; ich darf es ihnen wohl sagen: nicht sie verursachen sie mir, aber diese Leute da, die essen, als hätten sie die ganze Woche gefastet, indessen ich nicht den geringsten Appetit habe. Bald darauf hielt sie ihren Mund zu meinem Ohre. — Wie gefällt Ihnen die Frau von Preaux? — Ziemlich wohl. — Wie sie schmutzig aussiehet! Dann mit neuem Gähnen: Unterhalten Sie sich gut hier? Ihr Regiment hat ein gewähltes Officier-Corps, eine Menge junger Leute. ... Haben sie das Glück ihnen zu gefallen? .... Ganz und gar nicht; ich weiß es nur von Hörensagen, daß sie liebenswürdig sind. — Könnten Sie mir einige nennen? — Sie selbst und viele andere, auf deren Nahmen ich mich nicht mehr besinne. — Sie sind sehr gütig, Fräu-

lein. — Nicht ich sage es, sondern die Welt. — Und was sagen Sie, mein Fräulein? — Ich sage nichts; wenn sie aber wissen wollen, was meine Tante denkt, so will ich sie drum fragen. — Sie urtheilen also nur ihrer Tante nach? — Muß das nicht so seyn? Indessen geschieht es doch nicht immer. Meine Tante ist 40 Jahre alt, ich erst 18. — Kennen Sie viele unserer Officiere gut? Nein, wir leben so zurück gezogen. Die Wahrheit zu gestehen würden sie mich in die Länge nicht unterhalten. Einen Augenblick möchte ich sie wohl sehen. . . . Sie sind sehr boßhaft Fräulein . . . Sie können mich nicht beurtheilen. Ganze Tage rede ich oft, ohne zu wissen was, ja ohne daran zu denken. . . . Wie lange man bey der Tafel sitzt! fügte das Fräulein launisch hinzu. Man hört gar nicht auf zu essen. . . Sie haben den Winter in Paris zugebracht; das ist ein herrlicher Aufenthalt. Sie müssen lange Weile in B** haben. Mein Fräulein, jeder Ort ist mir gleich; dieser, ich schwöre es, ist mir der angenehmste auf der Welt. Justine dankte mir mit einem verbindlichen Blick; man stand von der Tafel auf, und wir gingen in den Saal.

Da, Joseph, hast du Wort für Wort meine Unterredung mit dem Fräulein Deranville. Denke hinzu, daß eine höchst verführerische ausdruckvolle Figur, große schwarze Augen, wechselweise lebhaft, cokett, zärtlich und wollüstig, daß vollkommen schöne Arme und Hände, ein schlanker, zierlicher Wuchs, ein leichter Gang, ein bezauberndes Ganze mit im Spiele waren, welche der Einbildungskraft ein glück-

liches Detail, eine Mannigfaltigkeit in Bewegungen, und Ausdruck in der Physiognomie darbothen, die aus einer einzigen Person drey oder vier machte, alle verschieden, doch jede gleich geschickt das Herz zu rühren und die Sinne in Bewegung zu setzen. Denkst du dir dieses Alles, so hast du einen schwachen Begriff von dem, was ich während dieser kurzen Unterredung empfand.

Man bath, wir möchten singen. Welche Töne! Wo nimmt Justine diese unbegreiflichen Accente her? Joseph, eine harmonische Stimme ist der Reitz, dem man am wenigsten widerstehen kann. Man glaubt die Seele selbst zu hören und ein Gefühl anzufassen. Wären wir allein gewesen, ich hätte mich Justinen zu Füßen geworfen. Ich wagte es nicht sie anzublicken. In einem Augenblick von Wahnsinn wandte ich die Augen auf sie; ihr Gesicht schien mir etwas Göttliches zu haben; ich wurde verwirrt, ich stockte. — Wir wissen nicht mehr, was wir thun, sagte Justine mit einer Bewegung von Ungeduld. Ihre hübsche Figur bekam einen Anstrich von Härte; der süße Ton ihrer Stimme veränderte sich in einen bittern, in einen gebietherischen, der mich wieder zu mir selbst brachte. Den Augenblick darauf fragte mich Justine mit einem anmuthsvollen Lächeln, wie ich diese Musik fände. . . . Unvergleichlich, wenn sie von Ihnen gesungen wird, Fräulein. — Ein wenig schwer, nicht wahr? Sie haben mich irre machen wollen. — Ach! geben Sie deßhalb nur sich selbst die Schuld. Ganz in das Vergnügen, Sie zu hören, vertieft, vergaß ich, daß ich sang. — Wenn

es ihnen recht ist, antwortete Justine in einem höchst verführerischen Tone, so will ich meiner Tante den Vorschlag thun, ein Concert zu geben, und Ihnen die Musik leihen. Suchen Sie fest darin zu seyn. Wir werden Musikverständige dabey haben. Es wäre lächerlich, bey so einer Gelegenheit den Kopf zu verlieren. Ich fragte sie, ob es gute Meister in B** gäbe. Nein, war die Antwort. — Wie können Sie so gut singen? — Ich drücke aus, was ich fühle. — Ach! wenn das ist, rief ich mit einem Blicke, worin sich meine Seele mahlte, wer wird Sie in Zukunft hören dürfen? Justine erröthete und lief zu ihrer Tante, sich dort niederzusetzen. Die Unterredung wurde allgemein, man sprach von interessanten Dingen. Frau von Thouvenelle zeigte viel Verstand. Justine schien ernsthaft, bald darauf verrieth sie lange Weile; sie fing an zu gähnen, und zuletzt, glaube ich, hätte sie geschlafen, wenn man nicht aus einander gegangen wäre.

Dreyzehnter Brief.

Je öfter ich das Fräulein Deranville sehe, je weniger weiß ich, wie ich in Ansehung ihres Charakters daran bin. Sie ist nicht das Frauenzimmer, dessen Bild in meine Seele gedrückt ist, aber sie macht es mir vergessen. Bey Justinen ist es unmöglich sich mit etwas andern als mit ihr zu beschäftigen, unmöglich sie einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren. Sie bemächtigt sich der gan-

zen Aufmerksamkeit eines Menschen. Ist es Offenherzigkeit, ist es Coketterie, Kunst? Ich fürchte mich selbst. Eine heimliche Ahndung heißt das Fräulein Deranville fliehen; jedoch eine unbekannte Macht ziehet mich zu ihr hin. Zwanzig Mahl habe ich mir fest vorgenommen, sie nicht mehr zu besuchen, und eben so oft fand ich mich, ich weiß selbst nicht recht wie, an ihrer Thür, und ging hinein. Ich sah sie, ich verließ sie noch entschlossener, nie wieder zurück zu kehren; aber eine Einladung der Tante, eine Karte der Nichte, kurz Alles schien zusammen zu helfen, meinen eitlen Vorsatz zu vernichten. Ich überlasse mich meinem Schicksale, und kann ich ihm entgehen? Joseph, wenn mein Daseyn einen moralischen Endzweck hat, muß ich ihn nicht erreichen?.... Man redet, man vernünftelt vom Glück. Ich sehe lauter Wesen, die zu Schmerzen, zum Unglücke bestimmt sind, Opfer, die eine unsichtbare, aber starke Hand zum Altar hinreißet. Der Opferpriester ziert uns mit Binden, schmückt uns mit Blumenkränzen. Die Freude tönet rings um uns her, das Vergnügen lächelt, wie wir vorüber gehen; das Messer aber, das uns treffen soll, ist da, und erwartet nur das Signal. Heut ist der Tag des Concertes . . . Adieu Joseph!

Vierzehnter Brief.

Ich fand die Frau von Thouvenelle mit einer jungen Person, die mich sehr aufmerksam betrachtete; sie hielt ein Papier in der Hand. — Das Fräu-

sein las, als Sie herein kamen, ein Gedicht, das an mich gerichtet ist. Meine Nichte gab ihr eine Abschrift; sie wollte sehen, ob sie getreu wäre. — Es ist kein Wunder, daß die Dichter Sie besingen, gnädige Frau. Sie sind die Muse, welche sie begeistert. Die junge Person erhob zu mir zwey große schwarze Augen, und schlug sie wieder zu Boden, als ihr die meinigen begegneten. Sie irren, antwortete mir Frau von Thouvenelle, mit einer offenherzigen Miene: ich liebe die Verse nicht. Diese sollen hübsch seyn. — Dürfte ich um die Erlaubniß bitten, sie zu lesen? — Es ist eine Kleinigkeit und das Lob darin übertrieben. Das junge Frauenzimmer gab mir die Verse; ich las sie laut, und billigte gleichfalls die tiefe Einsicht des Autors. Ich fügte hinzu, er hätte nur einen Theil von dem gesagt, was zu sagen war. Frau von Thouvenelle dankte mir mit einem Blick; der jungen Person entschlüpfte ein boßhaftes Lächeln; ich sah sie steif an, sie erröthete. Ich hörte sogleich, daß sie eine gute Freundinn Justinens sey. Ich betrachtete sie nun auch. Sie ist groß, wohl gemacht, hat einen edlen Anstand, schöne Augen, eine schöne Gesichtsform, einen zierlichen Wuchs und etwas Zurückhaltendes in ihrem Betragen. Ein Lackey rief das Fräulein von Osson hinaus. Sie ging. Ich und die Frau von Thouvenelle blieben allein.

Wir schwatzten über verschiedene Gegenstände. Joseph, diese Frau ist eine Philosophinn; sie hat große Ansprüche auf Stärke des Verstandes und Richtigkeit im Raisonnement. Zuletzt stimmte sie das

Gespräch auf den Ton der Empfindsamkeit, und sagte mir die erhabensten Dinge über Menschheit und Wohlthun her. Aber einige Weiber sind an dieses Gewäsch so sehr gewöhnt, daß es eine Art Formel ist, wie jene, deren man sich im Umgange bedient, um jemanden zu einem vortheilhaften Ereigniß Glück zu wünschen, woran keines Theil nimmt. Sie war im Begriffe ihren ganzen Kram auszulegen, als man die Frauen von Preaux meldete. — Wie? jetzt schon? (mit verdrießlicher Miene sagte sie es) die Weiber sind unerträglich. Wir hätten geschwatzt. Herr von Lotrel hat mir so viel Gutes von Ihnen gesagt. Die Damen traten ein. Frau von Thouvenelle empfing sie frostig und mit Zwang. Die gute Freundinn verdoppelte ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst. Die Unterredung wäre sicher ins Stecken gerathen, wenn nicht mehrere Personen, die nach und nach kamen, wenn nicht das Geräusch und die Verwirrung, die herrschten, bis die Partien in Ordnung waren, die Frau vom Hause von der Last befreyet hätten, Frauenzimmer zu unterhalten, denen sie nichts zu sagen hatte.

Während die Männer sich um die Frau von Thouvenelle herum drängten, führte mich Deranville in das Zimmer seiner Tochter. Wir wiederhohlten unsere Duette. Justine war lebhaft, munter; ihr Putz zwar nicht prächtig, aber doch sehr zierlich. Er läßt ihr so gut! Die Annehmlichkeiten ihrer Person, die Nettigkeit ihres Wuchses machen, daß ihr die Staatskleider ganz anders lassen, als den andern Frauenzimmern.

Man hohlte uns. Gehen wir geschwinde, rief Justine; meine Tante wird schelten. Der Saal war voll Menschen. Justine erschien mit jener liebenswürdigen, anmuthigen Miene, die sie macht, wenn sie gefallen will. Sie setzte sich zwischen ihre Tante und die gute Freundinn. Zwey oder drey junge Leute naheten sich ihr. Justine empfing sie kalt, sah sie kaum an, und antwortete nur einige Worte auf die Schmeicheleyen, die sie ihr sagten. Wie finden sie das Fräulein von Osson, fragte sie mich ziemlich laut, damit diese es hörte. — Bezaubernd. Niemand auf der Welt, als Sie, darf es wagen, eine solche Freundinn zu haben, und nur das Fräulein allein kann eine Freundinn wie Sie ansehen, ohne eifersüchtig werden zu müssen. Das Fräulein von Osson verzog ironisch den Mund. Justine fuhr fort: Clärchen, du schläfst hier, das ist mit meiner Tante schon abgeredet. Sieht er nicht gut aus, setzte sie ganz leise hinzu; er hat Augen voll Feuer und eine Stimme, die zum Herzen dringet. Das Fräulein von Osson sah mich an, und ich erhaschte einen Ausdruck des Mitleids über die Unvorsichtigkeit ihrer Freundinn. Aber Justine, die immer nur ihrem ersten Antriebe folgt, rief den Clavier-Meister herbey, Hr. H**, bringen sie die Musik in Ordnung. Man machte nun den Anfang. Ich setzte mich zu Claren. — Sie haben eine bezaubernde Freundinn; welche liebenswürdige Lebhaftigkeit! Clara wandte ihre großen schwarzen Augen auf mich, und wußte nicht, was sie antworten sollte, ungewiß, welchen Begriff ich mit dem Worte Lebhaftigkeit verbände.

Es ist ein fürchterlicher Bund, fuhr ich fort, der Bund zwischen zwey so schönen Frauenzimmern. Wer einer entkäme, würde die Fesseln der andern nicht vermeiden können. Das Fräulein von Osson machte ein strenges Gesicht, als wollte sie mir sagen: Haben sie eine schlechte Meinung von mir? Ich merkte, daß ich sie in Verlegenheit setzte. Da die Präsidentinn von Menars sie eben anredete, wandte ich mich auf die Seite der Frau von Thouvenelle, und schwatzte mit ihr. — Sie haben wohl das Système de la nature gelesen, ein tiefsinniges, methodisches Buch, gegen das sich nichts einwenden läßt? — Nein, gnädige Frau; ich will nicht, daß mein Herz in dem Augenblicke, als es sich dem Leben öffnet, sich beflecke oder vertrockne. — Aber mein Herr, man muß denken lernen. — Warum das, gnädige Frau, wenn man genießen kann? — Weil man besser genießt, wenn man ruhiger genießt. — Ach gnädige Frau, diese traurigen Gedanken werden jeden Genuß eher vergiften, als erhöhen. . . . Wie? Da alles lebt; da alles in der Natur für mich beseelt ist; da beym Anblick des hinreißenden Schauspiels, das sich mir darbiethet, ich mich gleichsam des materiellen Körpers, der mich an die Erde fesselt, entlade, zu einer idealischen Welt mich aufschwinge, und dort die Ursache jeder Wirkung, den Grund jedes Daseyns entdecke; soll ich diese tröstenden Bilder von mir stoßen, um nur Unordnung und Verwirrung zu erblicken, und die schreckliche, niederschlagende Idee des Nichts aufzufassen. . . . Nein, gnädige Frau! Wenn ich auch diese traurigen, muthlos machenden Syste-

me annehmen wollte, so könnte ich es nicht. Ich fühle mich so ganz in das denkende und wollende Ich vertieft, daß ich, Trotz dem eiteln Prunk eines philosophischen Wörterkrams, und der verdrießlichen, auf Erfahrung gegründeten Gewißheit, die mir sagt, ich werde einst sterben, mich doch nimmermehr überreden kann, daß ich aufhören werde zu seyn. . . . Sie reden mir da von Vergnügen. Gibt es eines für moralische Leichen, die nur ein physisches Leben haben? Was genießt der Mann, der ungehindert die schmeichelhaften Täuschungen seiner Eigenliebe sich doch selbst gestehen muß, das Weib, das er besitzt, habe gar nicht gekämpft, ehe sie sich ihm ergeben hat, und alles, was er von ihr erhält, sey er nur ihrem Systeme, sich selbst nichts zu versagen, schuldig, ein System, das jedem andern Manne eben so günstig ist, und ihm kein Verdienst übrig läßt, als den guten Augenblick zur Zusammenkunft gewählt zu haben. . . . Wo sind der Reitz, der holde Wahnsinn, die Entzückungen, die Wonnen? . . Frau von Thouvenelle sah mich mit Erstaunen an. — Sie übertreiben, so unterbrach sie mich; es bleiben immer Vorzüge. Aber wie viel Aberglauben, wie viel eitle Schrecknisse! und dann ehrt man sich selbst weniger? Gibt es nicht andere Beweggründe? die Richtschnur des Rechtes, die allgemeine Ordnung . . . das gesellschaftliche Ueberkommen . . . das Ideal der Schönen . . . Ich gestehe, es wäre nicht gut, wenn die Weiber so dächten; die Philosophie ist für gewisse Geister eine zu starke Nahrung . . . . . Hier läuft man wenig Gefahr; der Geschmack an

höheren Wissenschaften ist noch nicht bis zu uns gedrungen. Die Weiber sind dumm, Maulaffen, eifersüchtig, Prüden, langweilig; ich sehe sie nur, in so fern es das Ceremoniell herscht. — Ich wundere mich nicht, daß die Weiber Sie mit Eifersucht betrachten. Sie haben so viel voraus. — Das ist sehr artig, antwortete Frau von Thouvenelle mit einem verbindlichen Lächeln. — Artig, gnädige Frau? nein; es ist wahr. Joseph, ich blickte sie an, ich fühlte, daß sie noch gefallen könnte. Diese leichte Bewegung entging ihr nicht; sie erröthete und schlug die Augen nieder. Die Weiber von einem gewissen Alter haben recht, daß sie die jungen Leute lieben. Diese sind von der Natur so glücklich gestimmt, daß sie dort Reitze sehen, wo andere nur Trümmer und Ruinen erblicken.

Justine kam zu uns. — Mein Herr, man fängt an. — Wie so frühe? antwortete Frau von Thouvenelle. — Es ist acht Uhr, Tante. Justinens Gegenwart zerstreute den schwachen Zauber. Ich sah die Frau von Thouvenelle, so wie sie war, ja noch etwas schlechter; ich folgte Justinen. — Was sagte Ihnen meine Tante? Sie hatten ja eine wichtige Unterredung mit ihr .... Ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: Lassen Sie mich nicht stecken. — Ach Justine, ich kann nicht singen mit Ihnen; kaum trifft Ihre harmonische Stimme mein Ohr, als ich sie im Innersten meines Herzens erschallen höre. Ich verweile, diese bezaubernden Töne zu sammeln, ich glaube eine göttliche Harmonie zu hören; in meinem Entzücken weiß ich nicht mehr,

was ich thue. Die Wahrheit meiner Rede setzte Justinen in Bewegung; ihre Wangen färbten sich hoch incarnat. Sie lief zum Fräulein von Osson, dieser unzertrennlichen Freundinn, und nahm sie bey der Hand: Clärchen, komm zu mir. Ich blieb unbeweglich; ich fand, daß Clara spöttisch aussah, und glaubte in ihren Augen einige Boßheit zu bemerken. Mein Herr, sagte Justine, wir wollen mit dem Duett de la Colonie den Anfang machen. Dann will ich eine Italiänische Arie singen. Ist Ihnen diese Ordnung recht? — Was Sie befehlen, Fräulein. — Clärchen, wo hast du den Hut her? Er läßt dir entzückend. — Gestehen Sie, mein Herr, daß mein Clärchen hübsch ist; sehen Sie diese großen schwarzen Augen . . . . Ach Spitzbübinn! hier gab sie ihr einen Kuß . . . Höre doch auf, erwiederte Clara im Tone der übeln Laune; du bist wirklich recht närrisch. Justine setzt sich an das Clavier, thut zwey oder drey kleine Schläge mit einer Papierrolle, und das Orchester spielt eine Symphonie.

Das Betragen des Fräuleins Deranville während des Abendessens war ganz unbegreiflich. Sie hatte zur Linken einen hübschen Menschen, der aber ein Geck ist, zur Rechten einen Deutschen Cavalier, der reiset. Es schien, als hätte sie es darauf angelegt, mich zur Verzweiflung zu bringen; oder vielmehr sie überließ sich arglos ihrer natürlichen Unachtsamkeit. Das war auch keine Aufforderung, deren sie sich nicht gegen den Deutschen bediente, das aber hinderte sie nicht, die Albernheiten des jungen Menschen zu hören, ihm gnädig zuzulächeln, und

ihm mit jenem verführerischen Tone zu antworten, der sie so gefährlich macht. Fräulein von Osson wurde in eben dem Grade ernsthafter, als ihre Freundinn munterer. Dieses stach sehr seltsam ab. Indessen bin ich überzeugt, daß von Seite Clarens etwas Boßheit im Spiele war. Anfangs glaubte ich, es sey nur ein kleiner Kunstgriff Justinens, eine Wirkung der bezaubernden Geschicklichkeit, womit die Weiber alles, was sie interessiret, in der Nähe und in der Ferne zu beschäftigen wissen. Ich kam bald aus dem Irrthume. Justine that es nicht mit Vorsatz. Die Umstände rissen sie hin; sie dachte so wenig an mich, als ob ich hundert Meilen weit von ihr gewesen wäre.

Frau von Thouvenelle sagte mir von einer Abhandlung über die Pflichten des Menschen, welche sie eben geendigt hätte. Sie versicherte mich, viele Personen lägen ihr an, den Aufsatz drucken zu lassen, und sprach viel von der Verfolgung, die sie deßhalb auszustehen hätte. M*** hatte einige Stellen daraus verschiedenen Gelehrten vorgelesen; alle wären erstaunt, daß sie Anstand nähme, dieses Werk dem Publicum mitzutheilen, da ihr *** so viel Glück gemacht hätte. Indessen fürchtete sie die Eifersucht der Weiber in Besançon. Dieses Buch sey voll neuer Ideen, voll starker gewagter Sätze. Wenn sie sich jemahls entschlöße, es drucken zu lassen, so müßte es ohne Nahmen geschehen. Ich hörte zerstreut zu, beobachtete Justinen, und dachte traurig den verdrießlichen, aber unvermeidlichen Folgen nach, die aus der Liebe zu einer Cokette entsprin-

gen. Auf einmahl sehe ich einen schönen Arm sich gegen mich bewegen, und höre eine harmonische Stimme mich fragen, ob ich einen kleinen Kuchen will. Ehe ich Zeit habe zu antworten, legt Justine dem Deutschen, dem jungen Menschen und Claren Kuchen vor, und setzt die Unterredung fort. Ich schicke meinen Bedienten hin. — Wie? Sie haben keinen Kuchen gehabt? Hier haben sie zwey. Justine legte sie auf meinen Teller, und setzte das Gespräch mit dem Deutschen fort. Wir werden also nicht das Vergnügen haben, Sie hier zu behalten, Herr Graf? sagte sie ihm mit Augen voll Coketterie.

Man stand von der Tafel auf. Sie kam auf mich zu. Wie finden Sie, daß ich gesungen habe?... Mein Gott, der Deutsche ist ein närrischer Mensch; er hat mich recht lachen gemacht. — Ist er lange hier, mein Fräulein? — Nein! Der Hofmeister ist ein Mensch von Verstand, ein Gelehrter; er besucht uns zuweilen..... Apropos, Sie sind der Liebling meiner Tante; sie sagt, Sie seyen artig, vernünftig, überlegt; Sie haben Kenntnisse, den Ton der guten Gesellschaft, und, was weiß ich, was noch. — Das ist sehr schmeichelhaft, Fräulein. Sie ist immer eine Person, deren Denkungsart zu kennen ich sehr begierig wäre. Noch mehr wäre mir daran gelegen zu wissen, wie.... Wie wer denkt? fiel Justine mit Lebhaftigkeit ein — Fräulein von Osson? Warten Sie, ich will sie fragen... Sie verließ mich, ging zu ihrer Freundinn, und kam eben so schnell wieder. — Sind Sie bey der Präsidentinn Menars gewesen? — Noch nicht. — Gehen Sie

morgen hin, aber gewiß; sie hat gefragt, warum sie Sie nicht zu sehen bekommt. Wir soupiren dort Montags. Bitten Sie den Papa, Sie einzuführen. Die Partien waren aus, und man ging nach Hause.

Was denkst du, Joseph, von diesem sonderbaren Mädchen? Ich halte sie für einen übeln Genius und einzig dazu bestimmt, mich zu quälen. Ich setze mein Journal wieder fort. Zwey Tage darauf traf ich Justinen auf der Straße an. Sie ging schnell. Ihr schlanker Wuchs, ihr leichter Gang, das Weiche ihrer Bewegungen ... Joseph, sie sah mehr einem Geschöpfe des Himmels, als einer Erdenbewohnerinn ähnlich. Ihre etwas kurzen Röcke ließen den artigsten Fuß sehen. Ich betrachtete sie eine Zeit lang; aber auf einmahl riß ich mich aus der Trunkenheit, aus der Bezauberung, worein mich ihre unvermuthete Gegenwart versetzt hatte, und hohlte sie ein. — Ach! Sie hier, mein Herr. — Ja Fräulein ..... ich hoffte nicht das Glück, Sie diesen Morgen anzutreffen. Wollen Sie meinen Arm annehmen. — Nein; gehen Sie nur neben her. Nie kam mir Justine so schön vor. Meine gierigen Blicke irrten auf ihr herum. Justine merkte meine Verwirrung, erröthete, und sagte mit jenem verführerischen Tone: Sieht man Sie heute Abends? — Ach Justine! ich habe Sie schon zu oft gesehen! Ewiger Reitz meiner Seele, Sie sind meinen Gedanken immer gegenwärtig. Ihr Bild verläßt mich keinen Augenblick; es ist furchtbarer als Sie selbst; denn da stört mich nichts. Ich lebe nur in Ihnen und für Sie. Indem ich diese Worte ausspreche,

ergreife ich Justinens Hand, und drücke sie in den meinigen. Justine siehet mich erschrocken an. — Was thun Sie! Denken Sie, daß Sie auf der Straße sind. — Ich denke an nichts, sage ich, hingerissen von meiner Leidenschaft: ich sehe Sie, und weiß nicht, wo ich bin, noch was ich thue. Justine ziehet ihre Hand zurück, macht ein ernsthaftes Gesicht, gehet langsamer, um ihrer Kammerjungfer Zeit zu lassen, sie einzuhohlen, und macht mir eine tiefe Verbeugung. — Adieu, mein Herr! Ich gehe hierdurch. Das ist gewiß nicht Ihr Weg. Sie entfernt sich von mir; ich bleibe betäubt stehen, und versuche es nicht einmahl, ihr zu folgen.

Joseph, lachst du nicht über meine Thorheit. Justine weiß, daß ich sie liebe; sie kann mich von nun an unter ihre Sclaven zählen; und weh mir, daß ich einem Frauenzimmer so viele Herrschaft über meine Seele eingeräumt habe! Dieses hochmüthige Geschlecht, das den Mann im Naturstande nur als seinen Herrn erkennen muß, rächet sich dafür an jenem Manne im Stande der Gesellschaft, der thöricht genug ist, sich durch seine betriegerischen Tändeleyen täuschen zu lassen. Die Weiber treiben ihr Spiel mit unsern Seufzern, Qualen und Thränen. Verführt durch die offenherzige Miene ihres Gesichtes, glaubt man mit einem Kinde zu spielen; aber wenn man es am wenigsten erwartet, entdecken sie, gleich grimmigen Tiegern, ihre verrätherische Gemüthsart. Ihr Auge waffnet sich mit Zorn, ihr Mund mit Verachtung, mit Beschimpfungen. Demüthiget man sich vor ihnen, so werden sie nur noch kühner. In dem

Maße als unsere Erniedrigung nimmt auch ihr Hochmuth zu.

Ich ging fort, ohne recht zu wissen wohin, und fand mich an der Thür eines öffentlichen Spazierganges. Ich ging hinein, in der Absicht mich selbst zu untersuchen. Da bin ich nun verliebt, dachte ich. Ich kann mich in Ansehung meiner Gefühle für Justinen nicht mehr selbst betriegen. Ich liebe eine Cokette, ich, der einen so hohen Begriff von einer Gattinn, von einer Hausmutter hat..... Justine ist vielleicht nichts als unüberlegt, ihre moralische Bildung wurde vernachlässigt, dieses ist die Quelle ihrer Fehler.... Und wer hat mir gesagt, daß sie nicht auch zu jenen Frauenzimmern ohne Grundsätze gehört, die von dem Antriebe des Augenblicks allemahl und überall hingezogen werden? Ist es leicht in einem Alter, wo die physischen Gefühle die größte Macht über ein Weiberherz haben, ihnen die moralischen entgegen zu setzen, die noch unentwickelt liegen?... Wenn einst eine heftige Leidenschaft die Jugend Justinens irre führet, wird es dann Zeit seyn, ihr von Pflichten vorzureden, wovon sie nicht den geringsten Begriff hat? Gott, Religion, die gesellschaftliche Ordnung sind für sie weiter nichts, als Worte. Wenn ich noch einen Rest von Verstand übrig behalte, so muß ich Justinen fliehen...... Ist es aber nicht besser, einem rechtschaffenen Mädchen ergeben zu seyn, als mich, wie meine Cameraden, den schändlichen Vergnügungen der Liederlichkeit zu überlassen?.. Ich werde unglücklich durch meine Empfin-

dungen seyn, aber nicht durch meine Handlungen; denn ich werde tugendhaft bleiben .... Ich will mein Urtheil zurück halten, und Justinens wahren Charakter erforschen, ob sie nicht doch meiner Liebe werth ist...... Muth! Man liebt ja nicht wider seinen Willen ein Frauenzimmer, das uns kraft der ewigen Ordnung der Dinge nicht bestimmt ist. Ich werde leicht über einen Geschmack siegen, der sich bloß auf Sinnlichkeit oder darauf gründet, daß ich sie aus einem falschen Gesichtspunct betrachtet habe.

Abends ging ich zur Frau von Thouvenelle. Auf der Treppe traf ich Justinen an; sie ließ mir gar nicht Zeit, sie zu grüßen: Sagen Sie meiner Tante nicht, daß Sie mich heute Morgens gesehen haben. — Liebe Justine, weiß sie nicht, daß Sie aus waren? — weiß es, aber sie glaubt, ich ging in die Messe. — Wo gingen Sie denn hin? — Zu meiner Putzhändlerinn. Ich ergriff Justinens Hand, und sah ihr steif ins Gesicht. — Lassen Sie mich, gehen Sie zu meiner Tante. — Sind Sie allein, Justine? — Nein, mein Clavier-Meister ist bey mir. Wir hörten ein kleines Geräusch. — Gehen Sie doch, wiederhohlte Justine mit etwas Unwillen, und in dem Augenblicke verschwand sie. Sie kam nicht wieder. Ich wurde nachdenkend. Meine Visite währte nicht lange.

Funfzehnter Brief.

Warum verlangt man auch ausschließungsweise von einem Frauenzimmer geliebt zu werden? Joseph, flößt uns die Natur dieses Gefühl ein? Nein, ein blinder Hochmuth oder vielmehr unser böser Genius. Kann man denn nicht gemeinschaftlich mit andern Männern das Glück genießen, das uns dieses Geschlecht gewährt? Welche Thorheit, sich mit einem eiteln Fantome von Seligkeit zu martern, der Chimäre einer erhöhten Einbildungskraft, die man nie erreicht! ... Sage, Joseph, findest du einen Unterschied zwischen diesen zwey Frauenzimmern? Sie sind gleich hübsch, gleich jung, liebenswürdig, wohl gemacht? ... Betrachte sie mit Aufmerksamkeit. ... Du blickst mich mit einer Art von Mitleid an. ... Sprich, sind ihre Verhältnisse nicht gleich? Vielleicht daß ein unerklärbarer Eigensinn an einer geringe Fehler dir zeiget. ... Warte! ich sehe einen Haufen junger Mädchen. Sie nähern sich uns. ... Das Frische, das Anmuthige der Jugend verschönert ihre Züge. Liebe und Wollust glänzen in ihren Blicken. ... Wähle! — Nein, sagst du, man mache, was man wolle, man suche, man gehe die ganze Welt aus. ... Dieses Geschlecht ist bey mir auf Ein Individuum beschränkt. Dieses Weib muß ich haben, oder ich sterbe. Und der Mensch rühmt sich der Vernunft! ... Thorheit, Eitelkeit, Geisteskrankheit ist es. Das dummste Thier begnügt sich mit dem, was es hat, und erschöpft sich nicht in unnützem Laufe nach dem, was ihm entwischet. Joseph, in meinem Herzen ist Wuth. Justine hat

mich diesen Abend unendlich gekränkt . . . . Ein Geck, ohne Verstand und gute Figur, ein erschöpfter Wollüstling verdreht ihr den Kopf. Aber er ist Oberster, dawider ist nun freylich nichts zu sagen. Es ist entschieden, ich sehe sie nicht mehr.

Sechzehnter Brief.

Großer Kampf, wunderbarer Sieg! Ich habe Justinen nicht besucht. Zwanzig Mahl bin ich ausgegangen, ich habe die Stadt durchlaufen, ich bin im Kaffehhause gewesen, eine, zwey Stunden dort geblieben, habe drey oder vier Partien Schach gespielt. Ich glaubte, der Tag würde sich nicht enden.

Noch ein Tag ohne Justinen. O der ist mir geschwinder verstrichen! Man hatte mir von einem Denkmahle gesagt, zwey Meilen vor Besançon. Ich fuhr hin. Das sind Steine! Wenn ich den Nahmen des Mannes wüßte, der dieses Denkmahl erbauet hat.... Diese Ruinen würden mir vielleicht einige Ideen ins Gedächtniß bringen. Ich habe meine Verbindungen in jener Welt, wie in dieser. Meine Lesungen sind Gespräche mit Freunden. Ich lese immer dieselben Bücher. Zwar vermehre ich von Zeit zu Zeit meine moralische Gesellschaft; doch komme ich schwer daran. Es ist mir nicht genug, daß ein Autor Verstand, Gelehrsamkeit und einen glänzenden Styl habe; er muß mir auch eine Seele zeigen können.

Man bringt mir eine Karte von der Frau von Thouvenelle. Sie ladet mich zum Abendmahle ein . . .

Soll ich hingehen, Joseph? Es abschlagen wäre unhöflich.

Ich verwünsche meine dumme Gefälligkeit. Frau von Thouvenelle hat mich gefragt, warum ich mich diese zwey Tage nicht habe sehen lassen. Justine hat meine Antwort gar nicht angehört; ich habe in ihrem Blicke kein Zeichen von Mißvergnügen oder übler Laune entdecken können. Ich hätte die Hälfte meines Lebens für etwas Eigensinn, für ein wenig Schmollen dahin gegeben. Aber nein! Nichts Gezwungenes! Ein ruhiges Gesicht, eine heitere Miene, eine Seele voll Frieden .... Hat man in ihren Jahren so viele Gewalt über sich selbst?... Justine fühlt nichts.... Und wie, Saint Flour, konntest du glauben, eine Cokette würde einigen Werth auf deine Liebe setzen? Ihre Eitelkeit strebet nach deiner Huldigung; sie betrachtet, sie bewundert sich selbst in dir. Je ausschweifender du dich beträgst, je mehr freuet sie sich. Deine Qualen wiegen ihrey Hochmuth. Adieu Joseph!

Siebzehnter Brief.

Ich war bey der Putzhändlerinn Desmars. Ich kann dieses Weib nicht leiden. Sie hat ein Auge voll Boßheit. Indessen ich einige Beutel ansah, hörte ich ein Geräusch im Zimmer über uns. Die Desmars erröthete und schien verlegen. Den Augenblick darauf rief eine Weiberstimme: Madame Desmars! Madame Desmars!.. Ich glaubte Justinens Stimme zu erkennen. Es kam mir vor, als ob jemand sie

mit Gewalt hinderte zu schreyen. Ich ging hastig hinauf, und klopfte stark an die Thür. Justine, denn wirklich war sie es, riß sich mit Gewalt aus den Armen eines Mannes, der sie zurück halten wollte, und machte mir auf. Denke dir ihre Verwirrung, als sie mich erkannte; meine Verwunderung war nicht geringer, unsern zweyten Obersten zu sehen. Er ging auf mich zu, und sagte mir mit einem gebietherischen Tone: Mein Herr, was machen Sie hier? Was ich hier mache, antwortete ich vor Wuth stotternd, das frage ich Sie. Genug, erwiederte er. Justine, beschämt, hatte sich zu dem Fenster hin geflüchtet. Indessen war die dicke Desmars keichend herbey gelaufen. — Mein Gott, Fräulein, sagte sie mit der Geberde des Erstaunens, ist Ihnen übel geworden? Wo ist denn Johanna hin? Sie ist ja mit Ihnen herauf gegangen. So bald ich sie rufen hörte, bin ich herauf geeilt; aber der Herr ist mir zuvor gekommen. Justine antwortete ihr nur mit einem Blicke voll Verachtung. Der Oberste war weg. Die Desmars hatte ihn bis zum Thore begleitet. — Ich frage nicht, Fräulein, warum und wie ich Sie bey einer Putzhändlerinn mit dem Marquis von P*** allein eingeschlossen finde, einem Manne, der in Paris den übelsten Ruf hat. Sie sind mir keine Rechenschaft Ihrer Handlungen schuldig. Um Gottes Willen, antwortete Justine, und rang die Hände, verurtheilen Sie mich nicht, ohne mich zu hören. Kommen Sie heute Abends. Sie sollen alles erfahren. Ich verließ sie mit einer tiefen Verbeugung. Die Desmars erwartete mich

unten an der Treppe. — Ich verstehe nichts von allen dem, sagte sie und zuckte die Achseln. Das Fräulein und der Herr Marquis trafen sich im Gewölbe. Das Fräulein kam Hüte zu kaufen. Ich bekam vor zwey Tagen eine Schachtel voll von Paris. Ich befahl der Johanna, sie in das obere Zimmer zu führen, wo ich meine schönsten Waaren habe. Ich machte eben einen Mantel fertig, den ich mit dem Schlage zwölf Uhr für jemanden liefern muß, der auf das Land gehet. Der Herr Marquis both dem Fräulein den Arm; sie nahm ihn gern an, und alle drey stiegen die Treppe hinauf.... Sie sind eine gute Viertelstunde beysammen gewesen, fuhr die Desmars in verrätherischem Tone fort, als ich das Fräulein rufen hörte. Ich denke, der Herr Marquis hat ihr wollen die Hand küssen oder sonst etwas Unbedeutendes; die jungen Fräulein erschrecken über ein Nichts, und Sie, meine Herren Officier, sind so unternehmend bey den Damen! Die Desmars lächelte hierbey schlau, und sah mich an. Uebrigens, gnädiger Herr, bitte ich Sie, von dieser Geschichte nicht zu reden. So fest gegründet auch mein guter Ruf ist, so habe ich doch Feinde. Sie würden nicht unterlassen, die Sache mit Verschlimmerungen zu erzählen... Ich versprach ihr Verschwiegenheit. Das Fräulein Deranville war hinab gegangen; sie verlangte, die Magd sollte sie begleiten. Die Desmars both sich selbst an. Ich machte Justinen mein Compliment und ging.

Ich habe den Marquis von P*** auf der Parade getroffen. Er schien übler Laune zu seyn, und

redete nicht von dieser Geschichte. Meine Sache, dachte ich, ist es auch nicht, eine Erklärung zu fordern.

Ich ging Abends zur Frau von Thouvenelle. Justine war allein, und wurde über und über roth. Ich fragte, wie sie sich befände, und erwartete, daß sie anfinge. Sie that es nach einem augenblicklichen Stillschweigen, indem sie mich mit einiger Verwirrung betrachtete. — Mein Herr, Sie rechnen auf eine genaue Erzählung der Geschichte von heute Morgen; ich bin sie Ihnen, ich bin sie mir schuldig. Ich werde Ihre Nachsicht brauchen; (hier sah sie mich furchtsam und verlegen an,) ob ich gleich unschuldig bin, so muß ich doch gestehen, daß ich sehr unklug gehandelt habe. Die Desmars kam vor einigen Tagen zu mir, und sagte mir, sie hätte neue Hüte von Paris bekommen; sie wollte nichts verkaufen, bis sie nicht wüßte, ob mir einer davon anständig wäre. Sie fügte hinzu, ich sollte ja gewiß den andern Tag um eilf Uhr hinkommen; ich würde jemanden da finden, der vor Verlangen stürbe, mich zu sehen, und der mir sehr vortheilhafte Vorschläge thun würde. Sie verließ mich, ohne sich in eine weitere Erklärung einzulassen. Ich ging zur Desmars; sie führte mich in ihr hinteres Gewölbe. Ich war sehr verwundert den Marquis von P*** hier anzutreffen. Er verlangte mich allein zu sprechen, und versicherte, er hätte mir Dinge von der äußersten Wichtigkeit zu sagen. Ich verlangte, daß die Gewölbthür offen bliebe. Der Marquis sagte, er liebe mich, und beschwor mich um die Erlaubniß, sich gerade an meine Verwandte wen-

den zu dürfen; er erwartete nichts als meine Einwilligung, um für mich anzuhalten. Ich antwortete, daß ich von meinem Vater und meiner Tante abhinge, und mich ohne ihre Einwilligung in kein Verständniß einlassen würde. Die Desmars kam den folgenden Tag, und wünschte mir Glück zu meiner glänzenden Eroberung, wie sie es nannte. Sie setzte hinzu, der Marquis wäre entschlossen mit meinem Vater zu reden; nur eine gewisse Furcht, die untrennbare Gefährtinn der wahren Liebe, machte ihn besorgt, daß ich den Schritt mißbilligen dürfte. Er bäthe mich um die Erlaubniß, noch ein Mahl mit mir zu reden, um von mir selbst zu hören, ob ich seine Bewerbung begünstigte. Ich hatte die Schwachheit, diese unglückliche Zusammenkunft zu billigen, fuhr Justine fort, und vergoß eine Thräne. Ich ging des Morgens zur Desmars, und fand sie allein. Ich fragte, wo ihre Mädchen wären; sie antwortete mir, daß sie bey der Frau eines Advocaten eine Garnitur auf ein Kleid verfertigten. Kommen Sie mit mir, fügte sie hinzu, und gab mir einen vertraulichen Wink; ich will Ihnen die Hüte zeigen, die erst von Paris gekommen sind. Sie nahm mich bey der Hand, führte mich in das Zimmer über ihrem Gewölbe, öffnete einen Schrank und nahm Hüte heraus. Während ich sie ansah, trat der Marquis herein. Er grüßte mich ehrfurchtsvoll, und sagte der Desmars: Ich fand Sie nicht in Ihrem Gewölbe, Madame; die Magd sagte mir, sie wären hier. Haben Sie geendigt, was ich bestellt habe. Es wird diesen Abend fertig, Herr Marquis,

antwortete die Desmars...... Dann that sie, als horchte sie.... Sogleich, ich komme!..... Erlauben Sie, Fräulein, daß ich Sie verlasse.... Sie ging hastig fort, und schlug die Thür hinter sich zu. Sie schrie dabey: Ich komme schon, ich komme schon! Ich wollte ihr nach. Der Marquis bath mich auf das dringendste und ehrfurchtsvollste, ihm eine kurze Unterredung zu gönnen. Ich sagte, wir könnten eben so gut im vorderen Gewölbe reden. Er führte mich zu einem Lehnstuhle, und warf sich zu meinen Füßen. Ich befahl ihm diese Stellung zu verlassen; aber, ohne darauf zu hören, ergriff er meine beyden Hände, drückte sie in den seinigen, und schwor, daß er mich bis zur Anbethung liebte, daß er die redlichsten Absichten hätte, und nur fürchtete, mein Herz wäre vergeben. Lassen Sie mich, mein Herr, antwortete ich aufgebracht über seine Reden, ich bleibe nicht länger hier. Der Marquis fuhr fort in so lebhaften, so leidenschaftlichen Ausdrücken von seiner Liebe zu reden, daß er meine Verlegenheit nicht wenig vermehrte. Ich erschrak über seine Kühnheit, und es gelang mir endlich, mich von ihm los zu machen. Ich stand hastig vom Sessel auf, und eilte zur Thür. Der Marquis hatte die Unverschämtheit, dazwischen zu treten, und mir zu sagen, ich würde nicht hinaus kommen. Ich ging immer vorwärts, da faßte er mich mitten um den Leib, und wollte mich mit Gewalt tiefer in das Zimmer tragen. Ich sträubte mich nach allen Kräften dawider, und rief laut der Frau Desmars. Ich hörte nun jemanden die Treppe hinauf kommen; man pochte

an. Ich riß mich wieder los, lief zur Thür, sie zu öffnen, und nahm mir vor, die Desmars mit Vorwürfen zu überhäufen; (hier erhob Justine zu mir zwey große, höchst verführerische Augen,) aber mein Unglück voll zu machen, fehlte nur noch, daß der Mann, an dessen Achtung mir am meisten gelegen ist, der Zeuge meiner Unvorsichtigkeit seyn mußte. Ich zitterte vor Freuden. Justine hatte aufgehört zu reden; ich betrachtete sie einige Zeit stillschweigend. Ihre verwirrte Miene, ihre niedergeschlagenen Augen, ihr stürmender Busen, die bezaubernde Röthe ihrer Wangen.... Ach Joseph! Warum muß dieses treulose Geschlecht selbst durch die Vorwürfe seines eigenen Herzens noch schöner werden. — Reden Sie die Wahrheit; es gibt Umstände, wo Offenherzigkeit die einzige Tugend ist, die man von einem Frauenzimmer zu fordern berechtigt ist. Lieben Sie den Marquis? — Nein, mein Herr, ich liebe ihn nicht. Ich sah Justinen steif ins Gesicht. — Ich bin verwaiset von meiner ersten Kindheit an, fuhr sie fort, und wandte den Kopf weg, eine Thräne zu verbergen; meine Jugend hat keinen Wegweiser... Was kann uns eine zärtliche Mutter ersetzen? Joseph, das Andenken an meine Mutter bestürmte mich hier plötzlich; ich konnte meine Bewegung nicht verbergen. Trösten Sie sich, Fräulein, erwiederte ich, und nahm eine frostige gleichgültige Miene an; wenn die Sache so ist, wie Sie mir eben sagen, so wird Ihre..... Großer Gott, schrie Justine voll Unwillen auf, und badete ihr Gesicht in Thränen, bin ich nicht mehr befugt,

Glauben zu fordern, da ich so natürlich meine Fehler gestehe, sie einem Menschen gestehe, der gar kein Recht hat, dieses Geständniß zu verlangen? Wohin ist es mit mir gekommen? Sie stand auf mit der Geberde einer lebhaften Ungeduld, und verließ den Saal. Ich blieb betäubt, verstummend mit offenem Munde, mit vorgestreckten Armen stehen. Als ich zu Hause war, setzte ich mich hin, dir zu schreiben. Wie nöthig wäre mir ein Freund! Tausend entgegen gesetzte Empfindungen zerrütten mein Herz. Das Meer in Aufruhr ist minder unruhig.... Justine.... nein.... o aus Mitleid reiche dieser verderblichen Leidenschaft deine hülfreiche mächtige Hand. Ich vermag nichts mehr über mich selbst,....

Ich komme eben von der Frau von Thouvenelle... Ach! ich konnte nicht mehr leben ohne Justinen zu sehen. Die erste Person, die ich bemerkte, als ich eintrat, ist der Marquis von P***. Justine empfing mich mit vieler Kälte. Kaum that sie deßgleichen, als kennte sie mich. Man lud den Marquis zum Abendessen ein; er setzte sich neben Justinen. Sie hatte schnell vergessen, was bey der Desmars vorgegangen war. Vielleicht schmeichelt sie sich damit, daß der Marquis sie heirathet. O Weiber, Weiber! Aber wo ist das junge Mädchen, dem die Hoffnung einer großen Partie den Kopf nicht verdrehet? Frau von Thouvenelle findet keinen Geschmack am Marquis; sie sagte mir heimlich, er habe wenig Verstand.... Justine ist sehr aufgebracht. Ich wollte mit ihr reden, sie kehrte mir aber recht unhöflich den Rücken, und setzte sich zur Präsiden=

tinn von Menars hin. Sie würdigte mich den ganzen übrigen Abend nicht der Ehre, die Augen auf mich zu wenden. Ich haschte einen Augenblick, da die Präsidentinn mit dem Major redete, und näherte mich Justinen. — Sie sind eine Grausame, sagte ich im Tone der Verzweifelung. Sie finden ein Vergnügen daran, ein Herz zu quälen, zu zerreißen, das Sie anbethet. Justine sah mich mit einer hohen Miene an, und antwortete mir durch ein verächtliches Stillschweigen. Ich stand wüthend auf. Frau von Thouvenelle merkte die plötzliche Veränderung in meinen Gesichtszügen, und fragte, ob ich krank wäre; ich antwortete, ich hätte eine entsetzliche Migraine... Joseph, alle Furien sind in meinem Herzen; wie unwürdig behandelt mich dieses stolze Mädchen! Ich will sie nicht mehr sehen... Nein! es ist beschlossen .... Kann ich denn nicht meinen Beinen sagen, ich will nicht mehr hingehen? Sollte ich an das Ende der Welt fliehen, so will ich diese unselige Bekanntschaft abbrechen.. Man redet von einer Reise nach den Maluinischen Inseln. Ich will hin; und wenn ich zwischen mir und Justinen das unermeßliche Weltmeer werde gesetzt haben, so kann mich doch mein ohnmächtiger Wille nicht so leicht wieder zurück führen, um auf eine niedrige Art vor ihr zu kriechen.

Eitles Vorhaben, vergebliche Bemühungen! ich habe Justinen gesehen. Die tröstende Hoffnung leuchtete in meinem Herzen; ich bin verliebter als jemahls.... Ich war so glücklich, Justinen allein zu finden. Sie schien verwundert, verlegen; ich zitterte.

Justine nahm eine ernsthafte Miene an, und machte eine Bewegung aufzustehen. — Ich gehe, mein Herr, meiner Tante zu melden, daß Sie hier sind. — Nein Justine, nein! Sie müssen mich hören. Sie werden mir es nicht versagen. Meine ganze Hoffnung ist auf Sie gerichtet. Tödten Sie mich: nur hassen Sie mich nicht. Wenn ich kühn genug war, Ihnen zu mißfallen... Mir zu mißfallen? sagte sie mit dem gleichgültigen Tone der Geringschätzung; mein Herr, Sie haben der Meinung nicht entsprochen, die ich von Ihnen hatte. — Ich bin verloren, rief ich in dem Uebermaße des Schmerzens aus, in das mich diese grausame Antwort stürzte.... Wie? Sie hätten mich auf immer von sich verbannt?.. Ach! nun bleibt mir nichts übrig, als zu sterben. Was soll ich auf der Erde machen? Ich schwieg, erstickte fast, und konnte nicht weinen... Justine seufzet, und wirft einen mitleidigen Blick auf mich; ich ergreife ihre Hand. Anbethungswürdiges Mädchen, gütige Justine, wenn die aufrichtigste Reue Sie erweichen kann... ja, ich werde Verzeihung erhalten. O, daß Sie Zeuge gewesen wären von dem, was ich jenen Tag ausstand, als Ihr Zorn auf mich wie ein furchtbarer Donnerkeil gefallen war. Ein so gutes, so mitleidiges Herz, wie das Ihrige, hätte nicht mit trockenem, ruhigen Auge meine Leiden ansehen können. Sie wissen nicht, welch eine schreckliche Marter es ist, verworfen, verachtet werden von dem, was man liebet. Bleich, kaum im Stande, aufrecht zu stehen, die Augen auf Justinen geheftet, schwieg ich still, gleich einem Missethäter, der

sein Todesurtheil erwartet. Justine bewegt, läßt eine Thräne fallen; ich stürze zu ihren Füßen, und strecke in einer flehenden Stellung die Hände gegen sie. — Justine, sind Sie unerbittlich? — Stehen Sie auf, Saint Flour, sagte sie mit bezaubernder Anmuth, alles ist verziehen. Denke dir, Joseph, was ein Unglücklicher, der unverhofft einem martervollen Tode entrissen ist, alles thut und sagt im Uebermaße der Freude; und du hast einen schwachen Begriff von dem, was diesen Augenblick in mir vorging. Mein Entzücken gränzte an Wahnsinn. Justine mußte hinaus gehen, um sich diesem Ausbruche zu entziehen. Frau von Thouvenelle kam herein; sie fragte mit Theilnahme um meine Gesundheit. Justine kam bald wieder zurück. Sie war sanft, gut, gefällig. Es waren wenig Leute diesen Abend da. Frau von Thouvenelle und der Major spielten eine Partie Wisk. Ich plauderte freundschaftlich mit Justinen. Wonnevolle Augenblicke! Gehet man so schnell von der höchsten Verzweifelung zur äußersten Freude über, ohne zu sterben? Ich schwor die Liebe ab... Ich Unsinniger! Sie ist mein Leben. Hätte ich tausend Mahl mehr gelitten, ist nicht ein Wort, ein Blick Justinens hinlänglicher Ersatz für ein Jahrhundert voll Qualen und Verdruß?

Achtzehnter Brief.

Wünsche mir Glück, Joseph, lieber Joseph, theile mein Entzücken... Justine liebt mich... sie hat mirs nicht gesagt.... O ich wäre zu ihren

Füßen gestorben; aber höre und urtheile, ob ich Unrecht habe, zu hoffen... Das Regiment gab gestern einen großen Ball, eine der fröhlichen Folgen des Friedens. Es waren hundert funfzig Weiber da. Justine setzte sich unfern von mir. Es war ein Gedränge um sie her. Dieses allgemeine Bestreben schmeichelte ihrer Eitelkeit. Sie war ihres Triumphs gewiß, und ihr stolzer Blick schien Huldigung zu fordern. Ich suchte darin diese sanfte Sittsamkeit, die der Schönheit so wohl läßt, ihren Glanz mildern und sie tausend Mahl rührender macht. Wenn Empfindungen der Schamhaftigkeit in Justinens Seele wären, so würden sie sich auf ihrem Gesichte zeigen; man würde darauf diese Verwirrung lesen, diese liebenswürdige Verlegenheit, worein der durchdringende Blick des Verlangens das noch neue Herz der Jungfrau versetzet; diese keusche Röthe, welche ihre Wangen färbet, wenn sie siehet, ein kühnes Auge wühlte in ihren Reitzungen. Aber weit gefehlt, daß Justine sich den Blicken entzöge: sie beut sich ihnen vielmehr dar, und ermuntert sie. Ihr ganzer Putz, ihr ganzes Betragen, alle ihre Reden erinnern das Verlangen an sie, und geben Hoffnung. Ein solches Weib wird die ewige Marter des Mannes seyn, der Narr genug ist, sich ihr hinzugeben. Gleich den abergläubischen Völkern, die in sträflicher Ungeduld wider die Gegenstände ihrer Verehrung murren, beleidigte ich Justinen im Innersten meiner Gedanken, oder vielmehr, herum getrieben von hundert stürmischen Regungen, die unaufhörlich mit einander stritten, war ich nicht

mehr ich selbst. Justine empfing indessen unsere jungen Leute mit einer gefälligen Miene, hörte sie gütig an, und verscheuchte keinen. Die Zauberinn spannte ihre Netze. War man ihr ein Mahl nahe gekommen, so war es unmöglich sich wieder zu entfernen. Ihre Augen unterschieden mich, ich ging auf sie zu. — Herr von Saint Flour, ich tanze den ersten Reihentanz mit Ihnen; sie haben mich aufgehalten, ich will Sie nun bezahlt machen. Ich reichte Justinen die Hand; ich war außer mir, ich zitterte im Gehen. Justine merkte meine Verwirrung. — Was ist Ihnen? sagte sie sehr bewegt. — Was mir ist, Justine? ich weiß es selbst nicht, ich hoffe... ich fürchte... Ist es Ihr Herz, o meine Justine, das mir diesen schmeichelnden Vorzug vor so vielen jungen Leuten gewähret, die alle Ihnen zu gefallen streben, alle ihr Schicksal von einem einzigen Ihrer Blicke erwarten?.... Reden Sie... Justine erhob ihre schönen Augen zu mir, aber schlug sie wieder ein wenig beschämt zu Boden. — Wer hieß mich Sie wählen?... Ach, wenn ich so glücklich wäre!... ein Wort, ein einziges Wort!.. Justine antwortete nichts; ihre Wangen bedeckte ein reines Incarnat, eine leichte Bewegung hob ihren Busen. Ich wage es nicht fortzufahren, nahm ich wieder das Wort; lieber noch meinen Zustand, so grausam er auch ist, als... Als was? sagte Justine mit einem Tone, der mein Herz durchdrang. — Als die schreckliche Gewißheit, nicht geliebt zu seyn. — Wer hat es Ihnen gesagt, daß Sie es nicht sind? — Ich geliebt, o Himmel.... Justine

zog sprachlos ihre Hand zurück... Liebenswürdiges Gefühl der Schamhaftigkeit, nein, du bist in Justinens Seele nicht erloschen! Welche bezaubernde Kraft gibst du einem Blicke, einer Geberde! Es ist das Geschäft der zärtlichen Liebe, dich zu entwickeln; ihre heimlichen Wünsche, ihre furchtsamen Freuden müssen dich wecken. Da alles Gunst ist, so erschrecket auch alles die schüchterne Verliebte. Wenn sie gleich heimlich über die Zurückhaltung ihres Geliebten seufzet, so beklaget sie sich doch laut über seine unternehmende Kühnheit.

Nach geendigtem Tanze führte ich Justinen zu ihrem Platze. — Bleiben Sie nicht bey mir, sagte sie mir, suchen Sie nicht einmahl mit mir zu reden; ich werde nicht mehr mit Ihnen tanzen. So hart auch diese Befehle sind, antwortete ich, so erfülle ich sie ohne Murren. Ihr Wille ist der meinige. Justine, ich lebe nicht mehr in mir. Sie sind die Seele meiner Seele, das Leben meines Lebens. Ich verließ sie, ich irrte im Saale herum, einzig mit ihr beschäftiget; ein unwiderstehlicher Reitz führte mich immer zu Justinen zurück. Etwas, das stärker war als ich, fesselte mich an den Ort, wo sie sich befand. Wenn ich meinen Platz wechselte, so geschah es in der Hoffnung, daß ich sie auf einem andern leichter sehen und hören könne.

Justine hatte bald alle jungen Leute des Balls um sich her versammelt; man hätte meinen sollen, sie sey das einzige Frauenzimmer. Der Marquis von P*** war einer der eifrigsten. Justine empfing ihn kalt, doch tanzte sie mit ihm. Der Eindruck, den

ich auf sie gemacht hatte, zerstreute sich nach und nach. Sie nahm wieder ihre gewöhnliche Munterkeit, ihre lockende Miene an, und ich verwünschte abermahls mein Schicksal, das mich an eine Cokette gefesselt hatte. Justine hatte es selbst vergessen, daß sie mir verbothen hatte, nicht mit ihr zu tanzen. Da ich mich am Ende des Balls neben ihr fand, sagte ich: Sind Sie nicht müde? — Ich müde? Nein! wahrhaftig nicht! Tanzen wir mit einander, wenn Sie wollen. Wir tanzten drey oder vier Reihentänze. Ich merkte gar nicht, wie er verging, dieser kurze, aber meinem Herzen noch so gegenwärtige Augenblick, in dem unsere Seelen sich befanden. Nun, Joseph, da ich ruhig auf meinem Zimmer und mit mir allein bin, scheint mir Alles ein bloßer Traum. Ich will, daß Justine sich erkläre; ich kann es in diesem Stande der Ungewißheit, so zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, nicht aushalten. Diese fürchterliche Leidenschaft hat sich ganz meiner bemächtigt; ich bin zu nichts nütze. Es ist ein Fieber. Ich kenne mich nicht mehr. Die Zeit ist in Jahrhunderte oder in Augenblicke abgetheilt. Ich begreife die Glückseligkeit der Verklärten. Justinens Gegenwart ist die höchste Seligkeit; ich wollte sie eine Ewigkeit durch anschauen. Hast du je geliebt, Joseph? Sage ja zu meinem Troste. Aber es kommt nicht auf das lebhafte Verlangen nach dem Besitze eines Frauenzimmers an, wiewohl man dieses in der Welt Liebe heißt; ein Verlangen, das man oft auf Kosten seines Glückes befriediget, dem man oft sogar die Ehr-

begierde aufopfert. Nein, Joseph, nicht hiervon rede ich. Ich rede von jenem tyrannischen Gefühle, das uns zu einer wahren Maschine macht, deren Seele sich anderswo befindet, so daß unsere Vernunft, unsere Urtheilskraft, unser Verstand, unser Glück und unsere Tugend, ja, Joseph, auch unsere Tugend nicht mehr in uns selbst ist, sondern in einem andern...

Ich habe eine lange Unterredung mit Justinen gehabt. Sie hat keinen Begriff von den Pflichten ihres Geschlechtes. Ihrem moralischen Zustande nach ist sie ein Kind von zehen Jahren mit den Organen eines Frauenzimmers von zwanzig. Sie ist unschuldig; aber was hilft ihr das? Selbst ihre Unschuld kann ihren Fall beschleunigen. Justine hat den lebhaftesten Hang zum Vergnügen, und haßt alle Art von Zwang. Ich habe sie über das Fräulein von Osson ausgefragt. Die Freundschaften junger Mädchen sind immer gefährlich, zumahl wenn eine davon älter ist, in einem Kloster erzogen wurde, und mehr Freyheit genießet.

Neunzehnter Brief.

Ich gehe täglich zu Justinen; ich fange an einigen Fortgang in ihrer Gunst zu machen. Sie ist weniger unbedachtsam, mehr auf ihre Pflichten bedacht. Sie hat Geschmack an der Arbeit gefunden; sie sucht sich zu unterrichten. Ich fand sie bey einem großen Stück Leinwand; sie hatte die Schere in der Hand, und schnitt Hemden zu. Ich glaubte die Mutter mei-

ner Kinder zu sehen. Ich redete sie mit einem Gefühle von Ehrfurcht an. Hundert reitzende Gedanken bothen sich meinem Geiste dar. Ich blickte auf sie, und statt zu reden, verlor ich mich in wonnevolle Träume. Ich wäre lange Zeit in dieser unwillkührlichen Entzückung geblieben, wenn Justine mich nicht daraus gerissen hätte. — Was ist Ihnen denn heute? Schmollen Sie? — Nein, Justine, antwortete ich ernsthaft; ich betrachte in Ihnen das Ideal, das ich mir von meiner Frau gemacht habe. Sie haben meiner Chimäre Wirklichkeit gegeben; Sie haben sie noch übertroffen. Dann kniete ich auf einen Fuß nieder und sagte: O du, die ich von heute an zur Mutter meiner Kinder wähle, liebe Justine, angebetheter Gegenstand, du bist kein Weib mehr in meinen Augen: du bist die huldvolle Gottheit, die mein Daseyn verewiget. An deinem Busen will ich wieder geboren werden; ich will Fleisch seyn von deinem Fleische, Gebein von deinem Gebeine, Blut von deinem Blute, ich will du seyn; und so in unsern Kindern vermenget, werden wir nur Eines ausmachen.

Justine, lebhaft gerührt, ließ die Nadel fallen, und sah mich mit dem Ausdrucke der größten Zärtlichkeit an. Ihr Gesicht glänzte von einem göttlichen Strahle; ich hatte sie über sich selbst erhöhet. Ich trete, sagte sie mir mit einem sittsamen Tone, der Verbindung bey, die Sie jetzt schlossen, und werde suchen Ihrer würdig zu werden. Wir sprachen von andern Dingen; ich zeigte ihr, wie nothwendig es ihr sey, sich Grundsätze eigen zu machen. —

Ihre Tante, wiewohl zum Scheine sehr mit Ihrer Erziehung beschäftigt, hat Sie doch nichts gelehrt. Sie haben nur einen verworrenen Begriff von dem, was Sie in der Ordnung des gesellschaftlichen Lebens vorstellen sollen... Die Liebe, reitzende Justine, argwohnt keine Fehler; aber die Freundschaft, die zärtliche, aufrichtige Freundschaft waget zu rathen. Sie werden mein ganzes Wesen in sich vereinigen. Freundinn, Schwester, Geliebte, die ganze Welt sind Sie für mich. Justine lächelte; bald aber nahm sie ein gesetztes Wesen an. — Mein Herr, ich werde nie die Verbindlichkeit vergessen, die ich Ihnen habe. Sie lieben mich wahrhaft, weil Sie mich rechtschaffen haben wollen. Könnte ich einst Ihr Glück machen und Ihre gute Meinung von mir rechtfertigen!

Zwanzigster Brief.

Wir sind auf dem Lande. Ich habe mehr als jemahls Gelegenheit, mich über den sonderbaren Charakter des Fräuleins Deranville zu wundern. Meine Tage fließen unter der lästigen Abwechselung von Wollen und Nichtwollen hin. Bey Justinen denke ich nicht; ich liebe. Wenn ich aber in ruhiger Einsamkeit wieder zu mir selbst komme, so vergehen wenige Augenblicke, daß ich nicht unter der Last meiner Fesseln seufze. Justine handelt so unzusammenhängend, so leichtsinnig, daß ich darüber erschrecke. Urtheilen Sie davon aus einem einzigen Zuge.

Ich hörte gestern an meine Thür pochen. Wie groß war mein Erstaunen, als ich Justinen sah, frisch wie eine Morgenrose, und in einem Aufstehkleide, das gar nicht dazu taugte, Ehrfurcht einzuflößen. — Ich komme, sie zu sehen, sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln. Meine Tante hat nicht geschlafen. Sie ist in einer abscheulichen Laune; sie zankt mit der ganzen Welt. Ich habe mich aus dem Staube gemacht, und laufe zur Frau von Metard. Justine nimmt ein Buch von Camine, und macht es auf. — Was lesen sie da? Sophie oder vom Weibe... Ich betrachte Justinen mit einem gefälligen Blick, ich ergreife ihre Hand, sie ziehet sie mit Gewalt zurück. — Adieu, Adieu! rief sie im Fortlaufen; ich kann mich nicht aufhalten.... Ich suchte es auch nicht; meine Seele herrschte über meine Sinnlichkeit. Dieser Leichtsinn eines Mädchens, das ich anbethe, das ich zu meiner Frau machen will, erweckte in mir hundert traurige Gedanken.

Es waren viele Leute beym Essen da. Der Marquis von Courville, ein Mann bey sechzig Jahren, von einer unedlen Bildung, kränklich, wie es scheint, und erschöpft; und seine Frau, eine junge reitzende Person, deren Gesichtszüge aber im Ganzen nicht viel Verstand verkündigten. Ein so hübsches Mädchen, die einem so baufälligen ekelhaften Alten aufgeopfert wurde, flößte uns zuerst Mitleid ein. Wir hörten bald auf sie zu bedauern, da wir sahen, daß sie, weit davon sich selbst zu bedauern, sich vielmehr glücklich schätzt. Dieß war der Hochzeitbesuch. Der Marquis und seine Frau kamen im vollen Staate

daher. Ein sechsspänniger Wagen, ein Haufen Bedienter in schöner Livree, die junge Frau bedeckt von Diamanten in blendender Pracht! Kaum hatte sie sich gesetzt, als sie uns schon ihre Juwelen mit kindischer Eilfertigkeit zeigte. — Wir verlieren Sie, Marquisinn, sagte ihr Frau von Metard. — Ja! Madame, ich gehe in zwey Monathen nach Paris. — Ohne Zweifel freuen Sie sich sehr auf diese Reise. — Und sollte ich nicht? antwortete die Marquisinn mit gezierter Lebhaftigkeit. Paris ist eine Stadt voll Ergetzlichkeiten und die Provinz so traurig. Aber ich habe einen großen Verdruß; ich liebe den Tanz, ich werde zu spät kommen. Ehe meine Kleider gemacht, meine Equipagen fertig sind, ist der Fasching aus. — Ihrer Frau Mutter, Ihrem Fräulein Schwester wird die Trennung sehr nahe gehen. — Ich glaube wohl, sagte die Marquisinn mit einer Miene voll Gleichgültigkeit, mir fällt sie auch schwer. Aber es ist das Schicksal der Mädchen, der Bestimmung ihres Mannes zu folgen. Ich werde die nächste Fasten vorgestellt werden und eine Stelle bey den Prinzessinnen erhalten. Ich untersuchte Justinen; ihre Augen waren auf den Putz der Frau von Courville geheftet. Ihre Seele irrte um diese glänzenden Kleinigkeiten. Unvermerkt wurde sie nachdenkend; sie sah die Frau von Courville an, sie betrachtete mich, dann wieder die Marquisinn. Es war, als ob ein geheimer Zauber sie daselbst fest hielte. Ich glaubte zu bemerken, daß sie diese Frau für nicht so bedauernswürdig hielt als wir, und ein so großes Glück ihr ein reichlicher Er-

satz für den alten Mann schien, ja daß sich in ihrer Rechnung sogar ein großer Ueberschuß zum Vortheile des Herrn von Courville zeigte. Die Marquisinn setzte sich zu Justinen, minder um eine Bekanntschaft zu erneuern, an der ihr nicht viel gelegen war, als durch Erregung des Neides die Vortheile ihrer jetzigen Lage zu genießen. Sie können nicht glauben, meine liebe Freundinn, sagte sie mit einer falschen Freudenbezeigung, wie froh ich bin, Sie hier anzutreffen. Ich wäre untröstlich gewesen, wenn ich Sie nicht vor meiner Abreise hätte sehen können; aber das hing nicht von mir ab. Herrn von Courville's Reise nach Paris ist dringend. Er richtet sein Haus neu ein; meine Wohnung braucht Ausbesserungen. Ich kann, so wie ich bin, in der Welt nicht erscheinen. Was mir meine Mutter mitgab, taugt nichts. Die Putzhändlerinnen in der Provinz sind so ungeschickt! Herr von Courville will, daß ich in Schauspielen, auf Promenaden, in Gesellschaften erscheine. Wie finden sie meine Armbänder? (Hier ließ sie die reiche Einfassung von Brillanten Justinen in die Augen strahlen). Sie sind von seiner ersten Frau und noch nicht umgefaßt. Herr von Courville hat mir ein Paar nach der Mode versprochen. Glücklicher Weise war die junge Thörinn zu beschäftigt mit sich selbst, als daß sie die Ungeduld und Verlegenheit Justinens hätte bemerken können. Ich, der sie errieth und weiß, wie gefährlich der Anblick dieses Spielwerks für sie und wie sehr er meinen Absichten zuwider ist, ich hielt dafür, man müsse sie dadurch zerstreuen, daß man

ihre Aufmerksamkeit auf den Mann der Marquisinn wendete, und ihr in der Person des Courville mit der meinigen eine Vergleichung darböthe, die mehr zu meinem Vortheile ausfallen müßte. Ich kannte Courvillen, und bath ihn, mich seiner Frau vorzustellen. Das Fräulein Deranville setzte ihn in Erstaunen. Alles in ihr läßt Vollkommenheit ahnden; und mein alter Wollüstling entheiligte bereits durch seine schmutzigen Begierden mein anbethungswürdiges Mädchen. Ein Bedienter meldete, daß es aufgetragen wäre. Courville bemächtigte sich Justinens; ich both die Hand der Marquisinn, und setzte mich bey Tische zu ihr. Courville kramte auf eine ungeschickte Art vor dem Fräulein Deranville die Gemeinplätze der Französischen Galanterie aus. Sie hörte ihn mit Güte, und schien ihm für seine Unverschämtheiten Dank zu wissen. Joseph, ich beschloß zu versuchen, was ein hübscher Mensch über ein Weib von dem Alter der Marquisinn vermag. Ich sprach von ihrer Gestalt, von ihrer zierlichen Art sich zu kleiden; ich bezeigte ihr in den höflichsten und feurigsten Ausdrücken das heftige Verlangen, Bekanntschaft mit ihr zu machen; ich hoffte, setzte ich hinzu, sie würde mir erlauben, mich ihr in Paris vorstellen zu lassen. Die Marquisinn hielt es Anfangs unter ihrer Würde, die Galanterien eines Infanterie-Officiers zu erwiedern. Nach und nach aber wirkten meine Jugend und meine Figur zu meinem Vortheile. Ich zwang die Marquisinn dem beleidigenden Tone zu entsagen, den sich die Frauen von Stande gegen diejenigen Personen erlauben, die sie

unter sich betrachten. Sie vergaß ihre Reichthümer, ihre Juwelen, ihre Leute, ihre Wagen. Die mächtige Stimme der Natur erscholl; sie war durch den erkünstelten Geschmack an Pracht und die seltsamen Grillen der allgemeinen Meinung nicht erstickt. Ich fand die Marquisinn liebenswürdiger, als sie ihre große Damen-Rolle aufgab, und geradezu das wieder wurde, was sie vor ihrer Heirath war; ich dachte sogar, daß ohne die unselige Begebenheit, die sie aus dem Stande der Dunkelheit zog, worein sie der Himmel in seiner Gnade versetzt zu haben scheint, sie das Glück eines rechtschaffenen Edelmannes in ihrer Nachbarschaft gemacht hätte, und einst eine vortreffliche Hausfrau, eine kluge Wirthinn geworden wäre, indessen sie jetzt mit ihrem an Kleinigkeiten hangenden Charakter und wenigen Verstande wohl kaum lange vernünftig und glücklich bleiben kann. Justine, obwohl ihr die dumme Anbethung des Marquis schmeichelte, sah nicht ohne Unruhe, wie viele Aufmerksamkeit ich der Marquisinn zeigte, und besonders daß sie es mit Interesse anhörte. Ich merkte diese kleine innere Regung Justinens; ich nahm mir vor, ihr zu beweisen, daß ich mehr werth sey als Diamanten und ein schöner Wagen. Ich wurde doppelt aufmerksam gegen die Marquisinn; ich suchte mich geltend zu machen, und es gelang mir. Belebt durch den Champagner und das Feuer der Unterredung schien sie allerliebst; ihr Triumph war vollkommen. Justine schoß Blitze aus ihren Augen auf mich; ich that deßgleichen, als verstünde ich es nicht. Meine Seele schien ganz auf

der Marquisinn zu ruhen. Ich zeigte mich so eifrig, ich stellte mich so begierig, ihr zu gefallen, daß man glaubte, sie habe mir den Kopf verdreht. Nach Tische spielte ich mit ihr. Courville ließ Justinen nicht los. Er sprach mit ihr von Musik, überhäufte sie mit schalen Reden und Complimenten, ja ging so weit, daß er unter vielen Betheuerungen bedauerte, sie nicht vor seiner Hochzeit mit dem Fräulein von Puireval gekannt zu haben, indem er sich nur gar zu glücklich würde geschätzt haben, ihr sein Vermögen und seine Hand anzubiethen. Justine hatte sich vorgenommen, sich einen Augenblick an der Marquisinn wegen der prunkenden Auskramung ihres Reichthumes zu rächen, und antwortete dem Marquis mit Hochmuth: Ihr Vermögen und ihre Hand? Mein Herr, ich bin nicht in der traurigen Nothwendigkeit mich verkaufen zu müssen. Bey diesen Worten stand sie auf, setzte sich zu uns, und ließ den Marquis in keiner geringen Verwirrung. Diese rasche Bewegung entging mir nicht; ich deutete sie für eine Anwandlung von Eifersucht. Die Marquisinn that ihrerseits alles Mögliche, Justinen zu beunruhigen: sie hörte nicht auf, mich anzuschauen, sagte mir eine Menge verbindlicher Dinge, lud mich ein, sie oft in Paris zu besuchen, und fragte mich, ob ich den Winter dort zubringen würde; es sey nun, daß der Eifer ihres Mannes, Justinen zu gefallen, sie verdrossen, oder daß sie arglos sich den Gefühlen überließ, welche die Natur und ihr Alter ihr zu meinem Vortheile eingeflößt hatten.

Als das Spiel geendigt war, nahmen Herr und Frau von Courville Abschied bey der Frau von Metard. Justine und die Marquisinn trennten sich mit vieler Kälte. Die Marquisinn genoß nicht einmahl den geringen Vortheil, im Fräulein Deranville eine Zeuginn ihres Staates zu haben. Justine verließ den Saal in dem Augenblicke, als die Marquisinn Anstalt machte fortzugehen; sie sah ihre glänzende Equipage, ihre schönen sechs Pferde und die prächtige Livree ihrer Leute nicht.

Es war sechs Uhr. Frau von Thouvenelle ging in ihr Zimmer. Deranville und Metard besuchten die Handwerksleute, Frau von Metard und ich blieben allein im Saale. Justine kam zu uns. Wir gingen auf die Terrasse, bis sich die Gesellschaft versammeln würde. Justine war nachdenkend, stumm. Frau von Metard fragte sie, was sie vom Fräulein von Puireval hielte. — Sie ist nun reich verheirathet; aber ich fürchte, sie hat dieses Glück zu theuer bezahlt. — Wie so, Frau von Metard? antwortete Justine, indem sie die Verwunderte spielte. Herr von Courville scheint ein guter Mann; die Marquisinn hat reichlichen Ersatz für das, was ihrem Manne an Alter und Figur fehlet, durch die unermeßlichen Reichthümer, die er ihr zubringt, und durch das Ansehen, das sie genießen wird. Sie wird eine Stelle bey Hofe haben, sie wird in Paris ein schönes Haus machen, sie wird im Schooße des Ueberflusses, der Ergetzlichkeiten leben, und sie finden sie beklagenswerth? — Und das Alles wäre Glück? antwortete Frau von Metard, und warf Justinen ei-

nen verweisenden Blick zu; Sie täuschen sich selbst; Muhme; Ihr Herz sagt Ihnen das Gegentheil. — Mein Herz sagt nichts, erwiederte Justine, und wurde über und über roth. Die Hofmeisterinn brachte die Kinder. Frau von Metard setzte sich auf den Rasen, sie liefen zu ihr hin und schrien: Mamma, ist deine schöne Gesellschaft schon weg? Frau von Metard nahm den ältern Knaben auf den Schooß, und überließ sich der ganzen Empfindsamkeit ihrer Seele; indessen schleicht der jüngere sich hinter sie, schlingt seine Händchen um ihren Hals, und ziehet sie rückwärts; aber das kleine Mädchen ergriff die Hand der Mamma, hielt sie, so fest sie konnte, und sagte ihrem Bruder, er sollte doch aufhören. — Ach, das ist Glück! rief ich mit einem unwillkührlichen Ausbruche der Freude. Sie genießen es, verehrungswürdige Frau, und verdienen diesen Genuß. Mögen Sie immer wieder aufleben in diesen theuern Pfändern Ihrer Liebe! Mögen sie in Aller Augen das lebendige Bild Ihrer Tugenden seyn, und sie von Alter zu Alter, bis auf die späteste Nachkommenschaft, fortpflanzen, und mögen so aus Ihrem Blute keusche Gattinnen und muthige Vertheidiger des Vaterlandes entstehen! Frau von Metard reichte mir mit einem ausdrucksvollen Blicke die Hand. — Guter, junger Mann, seyn Sie immer bieder; ich sehe Ihre Seele durch die materielle Hülle, die sie verhüllet, durchglänzen. Der Ewige segne Sie, und Justine werde einst Ihre Belohnung! Ich nehme eines der Kinder in meine Arme, ich drücke sie an mein Herz, ich setze es auf Justinens Knie. Sie nimmt

es mit Erröthen, und fängt an ihm schön zu thun. Ihre Augen kehren sich auf mich, die meinigen haften auf ihr; unsere Seelen vereinigen sich, berühren sich in allen Puncten . . . Liebe . . . Natur. Ich genoß in diesem flüchtigen Augenblicke so viele Seligkeit, als ein schwacher Sterblicher genießen kann, ohne zu sterben. Frau von Metard heftete ihre Blicke auf ihren Sohn, und überließ sich den süßesten Empfindungen der mütterlichen Liebe. Das Kind drückte das Gesicht an den Busen seiner Mutter, und schien da ein neues Leben zu schöpfen. Justine spielte mit dem kleinen Ogier. Ihre feuchten, furchtsam niedergeschlagenen Augen, die liebenswürdige Farbe ihrer Wangen, ihr schwaches, unterbrochenes Athemhohlen, alles verrieth die Unruhe ihrer Seele und die süße Bewegung ihrer Sinne. Das Kind täschelte sie auf die Backen, fuhr mit seinen kleinen Fingern in Justinens lange Haare, nannte sie Mamma, sagte aber bald darauf: Du bist nicht Mamma! dort ist Mamma; und zeigte mit der Hand auf die Frau von Metard. Ich blickte auf Justinen, ich blickte auf das Kind, ich verlor mich in einem schweren unaussprechlichen Gedanken. Indessen stand das kleine Mädchen vor uns mit ernster Miene, und betrachtete uns eines nach dem andern, als ob sie den Reitz dieses hinreißenden Schauspiels gefühlt hätte. Endlich überdrüssig, da niemand sich mit ihr abgab, läuft sie zur Frau von Metard, wirft sich um ihren Hals, hält ihren kindischen Mund zu dem Munde ihrer Mutter hin. — Und mich, Mamma, küssest du mich nicht? Frau von Metard betrachtet

sie mit einem Blicke voll Zufriedenheit, schließt sie sammt dem Sohne in ihre Arme, und küßt beyde Kinder mehrere Mahle mit Entzücken.

Wir stehen auf, wir gehen eine Zeit lang sprachlos fort. Unser Herz ist ganz Gefühl, unser Geist in süße Schwärmerey versunken. Frau von Metard führte an einer Hand ihren Sohn, an der andern ihre Tochter. Justine hatte den kleinen Ogier nicht ausgelassen. Ach! sagte ich ihr, diese reinen, wahren Freuden der Natur sind sie nicht mehr werth, als alles, was wir heute vom Hochmuthe haben auskramen sehen. Tausend Mahl mehr, antwortete mir Justine, indem sie mir einen Blick zuwarf, den ich nie vergessen werde . . . . Verzeihen Sie mir eine augenblickliche Täuschung. Sie waren stets in meinem Herzen; aber ich bin noch weit von dem entfernt, was ich werden möchte.

Ein und zwanzigster Brief.

Ein Pächter der Frau von Metard kam gestern uns zur Hochzeit seiner Tochter zu bitten; ich war gegenwärtig, als der gute Mann, von seinem Schwiegersohne begleitet, der einen Kuchen gebracht hatte, seine Einladung machte. Ich kann nicht von Hochzeit und Ehe reden hören, ohne daß mein Herz schlägt. Justine thut deßgleichen, als nehme sie meine Unruhe nicht wahr; ihre schönen Augen, auf ihre Arbeit geheftet, entziehen sich meinen gierigen Blicken. Aber umsonst sucht eine geitzige Schamhaf-

tigkeit die zärtlichen Regungen meiner Justine mir zu entwenden: die sittsame Röthe, die ihre Wangen färbt, verräth sie; ihre liebenswürdige Verwirrung entdeckt ihr Geheimniß.

Zwey und zwanzigster Brief.

Der Hochzeittag ist in der angenehmsten Trunkenheit verflossen. Justine nahm sich vor viel zu tanzen, und zog sich auf die zu dieser Uebung bequemste Art an. Ihr artiger, kleiner Fuß war ein wenig mehr enthüllt; ihr Rock, wiewohl nur ein Bißchen kürzer gemacht, ließ dem Auge halb und halb ein feines, gedrechseltes Bein sehen; mit bloßen Haaren, weiß, aber geschmackvoll gekleidet, so viel Auserlesenes, so viele Wollust!... Joseph, nichts stehet ihr besser als ein einfacher Putz; je mehr Justine sie selbst ist, je mehr nimmt sie ein, reißt sie hin... Erotische Dichter, so erscheinen euch jene ländlichen Gottheiten, deren Reitze ihr feyert, so mahlt man euch die Blumengöttinn, die liebenswürdige Flora. Meine Justine, ist sie nicht das vollkommenste Bild aller Schönheiten in der Natur? Da ich sie in den Saal herein treten sah, fühlte ich ein plötzliches Zittern; die Idee des Festes, dem wir beywohnten, machte mich einen tiefen Seufzer ausstoßen. Sie genießen, sagte ich, indessen ich mich in ohnmächtigen Begierden verzehre, und nur durch die Hoffnung lebe.

Deranville ging mit uns; wir stiegen in den Wagen der Frau von Metard. Vortreffliches Weib,

wie viel bin ich ihr nicht schuldig! Sie weiß meine Liebe, billigt sie, und wartet nur auf eine gute Gelegenheit, an meinem Glücke zu arbeiten. Ich saß neben Justinen, ich hauchte ihren Athem ein, ich schlürfte diesen süßen Wohlgeruch in mich. Ihr Kleid, über mich ausgebreitet, machte einiger Weise einen Theil ihres Selbsts aus; ich fühlte sie durch dieses leichte Gewand; die mindeste Bewegung verschaffte mir das wollüstige Gefühl ihrer Berührung. Ganz Liebe, berauschte ich mich in dem Vergnügen, Justinen anzuschauen; bey jeder Bewegung hefteten sich meine Augen gierig auf sie. Ich habe nie so vollkommen eingesehen, wie wenig unsere physischen Kräfte den wahren Eigenschaften unserer Seele angemessen sind; ich hätte tausend Arten des Gefühls haben dürfen, und hätte doch noch andere verlanget. So angenehm indessen diese Lage für mich war, so setzte sie doch Justinen in einige Verlegenheit. Die zarten Regungen der Liebe sind ansteckend; und ist es wohl möglich lange Zeit ruhig an der Seite eines Menschen zu sitzen, der in einer so heftigen Bewegung ist?.... Justine wagte es nicht sich zu regen. Sie wußte nicht, was sie mit ihren Augen anfangen sollte; sie suchte vergebens mich zu zerstreuen und meine Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände, die uns vorkamen, hinzulenken. Ich antwortete nur einsylbig. Justine ward ungeduldig, und ließ das Glas hinunter. — Mein Gott! wie warm ist es! man erstickt in diesem Wagen. Papa, wechseln wir die Plätze, mir würde übel werden, wenn ich länger zurück säße. Man

hält still. Justine setzt sich zur Frau von Metard. Befreyet von meinem beunruhigenden Anschauen und nicht mehr fürchtend, meinen Blicken zu begegnen, überließ sie sich ohne Furcht der liebenswürdigen Fröhlichkeit der Unschuld und des Glückes, die ihrem Alter so natürlich ist. Sie zieht mich mit meiner nachdenkenden, schmollenden Miene auf, macht sich das Vergnügen, mich angenehm zu quälen, und rächt sich auf diese Art wegen der kleinen Verlegenheit, in die ich sie gesetzt hatte.

Wir fanden als Hochzeitgäste einen Edelmann mit seiner Frau, die beyde Nachbarn der Frau von Metard sind, einen alten Cavallerie-Officier und den Pfarrer des Ortes. Der Pächter stellte uns seinen Schwiegersohn vor, einen wohl gebauten, starken, arbeitsamen Burschen, dessen sanfte und gute Physiognomie eine vortreffliche Gemüthsart verräth. — Meine Tochter und er, sagte er uns, gehen schon lange mit einander um. Peter ist ein ehrlicher Junge; ich habe keine Untugend je an ihm wahrgenommen. Der alte Thomas gibt ihm zwey Ochsen, einen Leiterwagen und hundert Scheffel Korn mit; ich eben so viel meiner Tochter. Peter hat über dieß sich im Dienste noch etwas Geld erspart; denn er ist ein guter Wirth, und läuft nicht in die Schenken. Meine Tochter und er haben einander gern. Wir armen Leute, die nicht viel haben, müssen doch wenigstens nach unserm Kopfe heirathen können. Der Plunder! Bloß das gute Vernehmen macht uns unser Elend erträglich. Meine gute gnädige Frau, (hier wandte er sich an die Frau von Me-

tard,) heute vor fünf und vierzig Jahren habe ich die Meinige geheirathet. Sie ist da drin mit der Gevatterinn Simone, und macht die Tafel zurecht. Wir hatten nichts, als wir uns heiratheten; aber gern hatten wir uns. Wir haben zwölf Kinder gekriegt, davon leben noch vier Söhne und vier Töchter. Jetzt sind sie alle verheirathet; denn diese ist die jüngste. Nun denn! Gott sey Dank und unserer guten gnädigen Frau, wir sind immer so so daraus gekommen. Freylich waren die Zeiten nicht so hart; aber wer weiß, ob das dauert.

Man hatte lange Tafeln in einer Schnur zurecht gestellt. Wir setzten uns so, daß wir die ganze Hochzeit übersehen konnten. Die jungen Mädchen theilten sich in zwey Haufen; sie waren wohl gekleidet, und es gab sogar mehrere hübsche darunter. Die es aber auch nicht waren, trugen auf ihren Gesichtern und in ihrem ganzen Wesen jenen Reitz der Jugend, jene blühende Gesundheit, die bey den Weibern die Stelle der Schönheit vertritt, und hinreicht, die Absichten zu erfüllen, wozu die Natur sie schuf. — Zwischen den beyden Trachten stimmte ein Chor von sechs jungen Leuten Romanzen an. Der Ton ihrer harmonischen Stimmen hatte für mich so was Angenehmes, so einen unsäglichen Reitz. Nie habe ich eine rührendere, mit meiner Seele mehr überein stimmende Harmonie gehört. Die Volksgesänge sind wahre Geschichten. Die Gedanken sind nicht gewählt, die Ausdrücke nicht zierlich; dennoch hört man sie mit Vergnügen. Sie erwecken den Begriff des Glückes. Dieser abgemessene Gesang

paßt genau zu den Worten, dieselben musikalischen Phrasen kommen in denselben Zwischenräumen wieder; es ist ein angenehmes Gemurmel, das zu süßen Traumen einladet.

So wirkte diese Musik auf mich. Ich irrte in einer Menge ursprünglicher Ideen herum. Mein Wesen kettete sich natürlich an alles, was ich sah. Ich fühlte mich durch meine Empfindungen bis ins Unendliche vervielfältigt. Justine, verwundert über die Entzückung, in die ich vertieft schien, fragte mich um die Ursache. Ach! sagte ich ihr, der Anblick so vieler glücklichen Menschen, und glücklich bloß durch die Natur!.... Diese Greise, diese jungen Knaben, diese Mädchen; diese ungekünstelten, wahren Gesichter, diese naiven Worte, worin man so deutlich die Sprache des Herzens findet!.. Ich war in einer andern Welt, ich überließ mich den schmeichelhaftesten Hoffnungen, ich fürchtete nicht, daß Rücksichten des gesellschaftlichen Lebens uns einst trennen könnten. Ich wagte es Ihnen diese in ihrer Art einzige Liebe zu mahlen, welche für Sie meine Seele durchdringt... Meine Justine! was ist mir das Leben ohne Sie? Ich würde nichts davon fühlen, als den Mangel an allen Freuden. Können Sie nicht so glücklich durch mich seyn, als ich durch Sie? Was brauche ich ein anderes Gut, als Sie? Habe ich nicht Arme, wie diese Leute? Die Natur bedarf so wenig.

Justine siehet mich mit Rührung an; wir seufzen, unsere Augen kehren sich nach dem rührenden Schauspiele hin, das wir vor uns haben. Wir spra=

chen nicht; was hätten wir uns auch sagen können? Unsere sich vermischenden Seelen empfingen dieselben Eindrücke, hatten dieselben Gefühle, brannten von denselben Begierden; wir sahen uns in der ganzen Natur und fühlten uns glücklich... Grobe Vergnügungen der Sinne, wie weit seyd ihr unter diesen hinreißenden Entzückungen! Ströme von Wollust überschwemmen die Seele; sie kann sie nicht fassen, wie ein Fluß, aufschwellend von Wassern, die häufig von den Bergen herab stürzen. O daß man in diesen Augenblicken der Trunkenheit Organe brauchet! Dieser schwere Leib, von so grobem Stoffe, ist dem Menschen so ungelegen, so zwangvoll, indem er ihn nöthiget sich abzutheilen.

Beym Nachtische standen die sechs jüngen Mädchen auf, und überreichten der Braut einen dicken Strauß von Früchten und ländlichen Blumen. Eine davon sang das Hochzeitlied:

Du gutes, schönes Mädchen gehst nicht mehr zu tanzen aus.
Wir gehn allein, du bleibst zu Haus.... u. s. w.

Die Verlobte kann einige Thränen nicht zurück halten. Alles kömmt zusammen, sie zurück in die Vergangenheit blicken zu machen: dieser feyerliche Abschied von ihren alten Gespielinnen, die lange Gewohnheit an das väterliche Haus, das Andenken an die Spiele der Kindheit und an die süßen Freuden der Jugend, der Schrecken, welchen ihr Geschlecht fühlet, wenn es sich das erste Mahl allein, aller

Hülfe beraubt, in der Gewalt eines Mannes erblicket.

In dieser traurigen Angst suchet Nannette das Auge ihrer zärtlichen Mutter, und scheint sie um Beystand anzuflehen; aber ein Blick ihres Gatten belebt ihren sinkenden Muth. Sie schämt sich ihrer Schwachheit, und bemüht sich zu lächeln. Sie bemerkt, daß jedermann sie anschauet, und erröthet. Ihre würdige Mutter betrachtet sie mit Stillschweigen; ihr ehrwürdiges Gesicht zeigt eine Mischung von Traurigkeit und Freude, das naive und wahre Bild dessen, was tief in ihrem Herzen vorgeht. Die zwey Väter, sich bey der Hand haltend, vergnügt, zufrieden, machen ihnen mit Geberden und Blicken Muth. Justine und ich, bewegt, erweicht, sind dem Weinen nahe. — Ach Justine, sagte ich mit einer Stimme, welche tausend angenehme Empfindungen unterdrückten, wenn Sie aufhörten mich zu lieben! — Nein, nimmermehr, antwortete Justine mit einem Blicke voll Wahrheit..... Nimmermehr! — Abgott meiner Seele, verzeihen Sie mir diese Furcht. Meine Liebe wird selbst mit meinem Leben nicht endigen; so lange noch etwas von mir übrig bleibt, werde ich nicht aufhören der Ihrige zu seyn.

Man stand von der Tafel auf, und fing an zu tanzen. Joseph, welch entzückendes Vergnügen ist es, mit der zu tanzen, die man liebt! Die Berührung des theuern Gegenstandes; die verschiedenen, immer bezaubernden Entwickelungen ihrer Reitze; das Verführerische dessen, was man erblickt, und dem man tausend Mahl weniger entgehen kann als

jenem, was man sich bloß vorstellet; die Nothwendigkeit, sich beständig anzusehen, die Arme zu verschlingen, sich nur zu verlassen, um sich wieder zu finden, nur zu trennen, um sich aufs neue anzutreffen und inniger zu vereinigen; die Mannigfaltigkeit der Stellungen, wodurch wir uns, so zu sagen, vervielfältigen, und einer dem andern unter den verführerischsten Gestalten erscheinet: alles dieses versenkt uns in Trunkenheit, in Wahnsinn; die Vernunft vermag nichts mehr über uns: man vergißt sich selbst, man wünscht nicht einmahl mehr; man liebt, man bethet an, und ist glücklich.

Drey und zwanzigster Brief.

Wir verabredeten eine Partie, in einem Dörfchen zu jausen *), welches seiner vortrefflichen Milchspeisen wegen berühmt ist. Ich beschloß diese Gelegenheit zu nützen. Ich werde mich deutlich gegen Justinen erklären. In zwey Tagen reise ich fort. Wie viel habe ich ihr noch zu sagen! Justine ziehet mich andern vor, ja — aber was ist dieser Vorzug, der sich vielleicht bloß darauf gründet, daß sie den Mann, den sie lieben soll, noch nicht gesehen hat? Joseph, ich fordere Liebe, eine Liebe, so heftig, so einzig, als diese, die ich für sie fühle.

*) Man mag mir diesen Provincialismus zu gute halten, da es das Französische *Gouter* vollkommen ausdrückt.

Anmerk. des Uebersetzers.

Frau von Thouvenelle fand, daß es zu weit ist, und sagte, sie wollte nicht mit; dieß freute mich. Diese Dame vergißt in gewissen Augenblicken, daß sie eine Nichte hat, ja sie ist so unaufmerksam auf das Betragen dieser jungen Person, daß ich mich immer darüber wundere. In andern Augenblicken überläßt sie sich wieder einer so unzeitigen Unruhe, so beleidigendem Argwohne! Wir gingen fort; ich entfernte Justinen von der übrigen Gesellschaft. Als ich mit ihr allein war, sagte ich ihr: Justine, ich werde Sie verlassen.... Ich weiß es, Carl. Wir gingen schweigend neben einander, ohne uns anzurühren. Sie wissen, fuhr ich fort, wie sehr ich Sie liebe; ich schmeichelte mir vielleicht zu voreilig, daß Sie meine Zärtlichkeit einiger Weise erwiedern. Sollte ich mich betrogen haben? Zitternd erwartete ich Justinens Antwort; sie erröthete, schlug die Augen nieder, öffnete den Mund zu reden, ging schneller, und sagte mir endlich furchtsam und unterbrochen: Nein, Carl, Sie haben sich nicht betrogen... Ach Justine, sagen Sie, daß Sie mich lieben; fürchten Sie nicht, dieses schöne Wort auszusprechen, daß ich es nur ein Mahl aus Ihrem Munde höre. Ich werde aufhören zu leben, wenn...

Wohlan, Carl, sprach Justine, nachdem sie einen Augenblick gestockt hatte, ich liebe Sie... Wir hatten uns während dieser kurzen Unterredung ein wenig von einander entfernt. Ein heimliches Gefühl brachte uns naher zusammen, ich nahm Justinens Hand. — Diese Hand sey das Unterpfand unserer Liebe; unsere Seelen sind lange vereinigt,

auch unsere Körper sollen es werden durch die heiligen Bande der Ehe. Justine, ich gelobe Ihnen Treue. Ich habe nur ein einziges Leben, ich weihe es Ihnen; hätte ich tausend, ich würde sie Ihnen eben so weihen, und glaubte mit einer Ewigkeit von Diensten und Sorgen das Glück, Sie einen einzigen Tag zu besitzen, noch nicht hinlänglich bezahlt. Sie könnten vielleicht reichere Partien finden; abe was ist alles Gold der Welt gegen ein Herz, das zu lieben verstehet? Indessen, wenn Sie die Pracht und ihre traurigen Freuden der Liebe vorziehen, wenn Sie sich mir nicht ohne einige Sehnsucht darnach schenken; so reden Sie, meine Justine! Schenken Sie sich mir mit Freuden und ganz? Ich heftete die Augen auf Justinen; sie sah mich höchst zärtlich an, reichte mir die Hand, die ich mit unaussprechlichem Entzücken ergriff.... Ja Carl, ich schenke mich Ihnen mit Freuden und ganz... Nun bin ich ruhig, und reise zufrieden fort. Ich verlange nicht, daß Sie mir schreiben; man müßte dazu die Hülfsmittel des Lasters anwenden; die Tugend mißkennt und verschmähet sie. Ihre Ehre ist die meinige; ich schätze sie in Ihnen wie in mir selbst...

Justine, Ihr Vater ist mir nicht günstig; er hat Ehrgeitz, und kann ihn tadeln? Der Gegenstand dieses Ehrgeitzes ist Justine. Ihr Vater will Sie reich wissen, weil er Sie glücklich wissen will; er setzet sich an Ihre Stelle und glaubt, daß Reichthum das Glück ausmacht.... Ach! warum kann er seine Justine, diese geliebte Tochter, nicht sehen, wie sie in ihrem eigenen Schlosse lebt im Schooße

des Ueberflusses, der wahren Vergnügungen, geehrt, von ihren Nachbarn, angebethet von ihrem Manne; sie nicht sehen, zärtlich um ihre Kinder beschäftiget, sie mit Küssen bedeckend, und dafür ihre naiven Liebkosungen empfangend! .... Ja in der süßen Trunkenheit, worein sie so viele verschiedene Gefühle, so viele unaussprechliche Freuden als Geliebte, als Gattinn und als Mutter versenken, vereinigt und vermengt sie in ihrem glücklichen Gemahle die Gegenstände so mancher Empfindungen, fühlet alles, fühlet sich selbst ganz in ihm, und vergehet sammt ihnen in einem Abgrunde von Wonne. Justine, dieses Bild drängt, entzückt mich; ich kann es nicht aushalten .... Ich schwieg, feurige Thränen liefen über meine Wangen herab. Justine, beklemmt, zitternd, konnte sich kaum aufrecht halten. Wir gingen und wagten es nicht uns anzublicken .... Als wir in das Dorf kamen, fanden wir ein artiges Jausen. Die Bewegung Justinens war sichtbar.

Frau von Metard schlug ihr vor arme Leute zu besuchen, für die sie sorgt. Justine fühlte den Werth dieser feinen Aufmerksamkeit, und vergalt sie ihrer Muhme mit einem Blicke voll Dankbarkeit. Sie eilten mit einander weg. Frau von Metard gehet alle Wochen im Dorfe herum, forscht nach den Kranken, schickt ihnen Fleisch und Suppe, besuchet die Schwachen, sorget für ihre Bedürfnisse, und vernachlässiget kein Mittel, Aller Elend zu erleichtern. Ihre wahre, mitleidsvolle Frömmigkeit nimmt sich der Unglücklichen als Menschen und als Chri-

ften an, und erfüllet so zu gleicher Zeit an ihnen die Pflichten der Menschlichkeit und der Religion. Sie begnüget sich nicht damit, daß sie sie bedauert, nicht einmahl damit, daß sie ihnen hilft; sie liebet sie auch. Frau von Metard und Justine kamen nach einer Viertelstunde wieder. Wir gingen zurück in das Schloß, die Kinder voran von der Wärterinn geführt. Justine und ihre Muhme gingen mitsammen, und bothen dem bezaubernden Blicke das rührende Schauspiel des Weibes in zwey Ständen dar, die dem Menschen am theuersten sind, im Stande der Mutter und der Geliebten.

Abends bath ich die Frau von Metard um eine kurze Unterredung; sie gönnte sie mir, und wir gingen in ihr Zimmer. — Ich kann Sie nicht verlassen, gnädige Frau, ohne Ihnen meine eifrigste Danksagung zu wiederhohlen. — Wie viel bin ich Ihnen schuldig! Die Reitze Ihrer Person sind ein schwacher Abglanz der Schönheit Ihrer Seele. Sie sind das Muster und die Ehre Ihres Geschlechtes. Nach so vielen Beweisen Ihrer Freundschaft ist es wohl eine Verwegenheit, Sie noch um einen zu bitten, der wo möglich alle schon empfangenen übertrifft; aber Sie kennen meine Liebe zu Justinen; sie ist rein, werth unter Ihren Augen entstanden zu seyn. Seyn Sie Zeuginn davon und Vertraute, dann werden wir wirklich unter dem Schutze der Tugend stehen. Ihr Bild wird sich einst zu dem Glücke gesellen, das wir durch ihre Vorsorge genießen werden, und wird ihm einen neuen Werth geben. Die Hoffnung in Justinen ein zweytes Sie

selbst zu finden, fesselt mich noch mehr an sie. Wenn ich Sie sehe, Sie bewundere, sage ich mir, so wird meine Justine seyn, so wird sie die Pflichten der Gattinn, der Mutter erfüllen, und so genieße ich schon im voraus mein Glück. Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen schreiben, daß ich von Justinen mit Ihnen reden darf. Wachen Sie für meinen Vortheil bey ihren Verwandten. Ihnen allein will ich das Glück meines Lebens verdanken; es wird mir desto werther seyn. Frau von Metard versicherte mich, sie wollte thun, was ich wünschte; sie liebte Justinen, und wäre überzeugt, daß wir nur eines durch das andere glücklich seyn könnten. — Ach, erwiederte ich lebhaft, eines durch das andere, und Sie zur Freundinn! Frau von Metard stand auf; ich ergriff ihre Hand, und legte sie an mein Herz. — Hier wird neben Justinen immer ein Platz für Sie bleiben. — Liebenswürdiger junger Mann, meine Seele verschwistert sich mit der Ihrigen; mögen Sie auf ewig vereinigt seyn! Bey diesen Worten drückt mich Frau von Metard an ihren Busen, ich fühle ihren Mund auf dem meinigen, ich fühle den sanften Druck ihrer Lippen; aber selber erschrocken über diesen unwillkührlichen Ausbruch macht sie sich hastig von meinen Armen los, entfernt sich eilig, und läßt mich allein.

Vier und zwanzigster Brief.

Alles fliehet rund um mich; ich habe die Hälfte meines Wesens verloren. Joseph, was ist denn die-

ses lebhafte, tiefe, stürmische Gefühl, welches uns einiger Weise aus uns selbst wegreißt und in einem fremden Ich leben heißet? Ich sehe, woraus die Begierlichkeit entspringt, aber die Liebe? Darin verliere ich mich. Welchen Bezug hat die Liebe auf das Physische der Geschlechter, dem eigentlichen Gegenstande der Begierlichkeit? Ist der materielle Besitz der Geliebten wohl das, was der Liebende wünschet? Ach! der wahrhaft Verliebte genießet alle Tage seine Geliebte, ohne daß der materielle Genuß mittelst der Organe den heißen Durst nach einer innigeren Vereinigung mit jenem Wesen der Einbildung löschen kann.

Unter allen Beweisen für die Immaterialität unserer Seele hat immer der von der Immaterialität unserer Begierden hergehohlte Beweis den größten Eindruck auf mich gemacht. Ein Geliebter trennt seine Geliebte von seinen Organen. Woher kommt das Bedürfniß mit dem zu reden, was man liebt, es in sich umzustalten? Die Liebe ist mehr eine geistige Verwandtschaft, als eine Vereinigung der Körper. — Die Eifersucht aber, wird man sagen, gehet das Physische der Geliebten an. — Ja; doch der Genuß dieses Physischen ist ein Geschenk, das die Seele gibt, ein Mittel der Mittheilung zwischen der geliebten Person in einem verhaßten Nebenbuhler. Der feine Mensch ist noch eifersüchtiger auf Gedanken, als auf Handlungen. — Unterdessen gehorchen die meisten Menschen der Natur nur auf Antrieb ihrer Organe. — Joseph, die Liebe ist in allen Menschen vorhanden. Gleich dem Elementar-

Feuer lebt sie verborgen fort, und erwartet nur den Stoß einer andern Seele; dann entwickelt sie sich, und bewirkt diese fürchterlichen Feuersbrünste. Doch der Wagen ist hier. Ich muß enden.

»Saint Flour war genöthiget wegen Familien-»Angelegenheiten in die Normandie zu reisen. Man »unterdrückt also mehrere Briefe, die keinen Bezug »auf unsere Geschichte haben, und theilt den Brief-»wechsel des folgenden Jahres mit."

Fünf und zwanzigster Brief.

Frau von Thouvenelle ist auf dem Lande. Die Hoffnung, mit der ich mir geschmeichelt hatte, als ich mich dem Orte näherte, der meine Justine umschließt, ist verschwunden, wie ein flüchtiger Schatten bey Herannäherung der Sonne...

Wie unsinnig ist der Mensch in seinen Begierden! Eine weise, wohlthätige Hand bemühet sich vergebens ihn dem Streiche zu entziehen, der ihn bedrohet; seine gotteslästerische Ungeduld macht ihn sein Unglück im voraus genießen. Justine kam Montags an. Ich ging den andern Morgen zur Frau von Thouvenelle; diese Dame empfing mich kalt. Justine erröthete, und schien verlegen. Ich fand einen Ritter des heiligen Ludwig, der mich stark ansah; seine selbstgenügsame Miene mißfiel mir. Ich blickte ihn auf eine Art an, die geschickt war, seine unartigen Begaffungen zu unterbrechen.

Ich versicherte die Frau von Thouvenelle, daß es mich recht gekränkt hätte, sie nicht in Besançon

anzutreffen. Ich setzte hinzu, daß ich nie die Beweise von Freundschaft vergessen würde, die sie mir gegeben hatte, und mich jederzeit bestreben, ihr meinen Dank zu bezeugen. Dieses wäre meine Pflicht, wovon mich nichts los sprechen könnte. Frau von Thouvenelle antwortete höflich darauf, fragte um die Gesundheit meines Vaters, und seit wann ich in Besançon wäre. Ich hatte bald darauf das Vergnügen den kalten ceremonienvollen Ton, der mich erschreckt hatte, verschwinden zu sehen. Der Herr und Justine nahmen ihre Plätze wieder ein; der Herr hielt ein Buch in der Hand, gab es Justinen, und sagte: Fräulein, setzen Sie Ihre Lection fort... Ich sah Justinen mit Erstaunen an; sie wurde sehr roth. Nein, Herr, sagte sie mit einiger Verlegenheit, ich habe Briefe zu schreiben. — Eine schlechte Entschuldigung, sagte der Herr im Tone eines Menschen, der sich beleidiget findet; dann wandte er sich zur Frau von Thouvenelle. — Sie müssen das nicht leiden, gnädige Frau; bloßer Eigensinn des Fräuleins! Justine ging hinaus. Man meldete Gesellschaft. Der Mensch pflegte seine Bequemlichkeit; seine Geckenhaftigkeit wurde mir unerträglich. Frau von Thouvenelle schlug ihm eine Partie Wisk vor; er lehnte sie übellaunig ab. Sie fragte ihn, wo er des Abends speise. Zu Hause, antwortete er trocken; ich habe auch Briefe zu schreiben. Er ging fort. — Sie kennen nicht den Flavicourt?... Nein, gnädige Frau... Er ist ein liebenswürdiger Mann, der mitten in der großen Welt gelebt hat.... Das kann seyn!... Er hat Ver-

stand, Kenntnisse. Meine Nichte hat Lust gezeigt, Italiänisch zu lernen; Flavicourt hat sich auf die verbindlichste Art dazu angetragen; er kömmt alle Tage her.... Sein Ton würde manchem nicht anständig seyn.... Sie haben recht: Flavicourt ist nicht mit jedermann höflich; er hat darin Abstufungen, Unterscheidungen.... Dieß ist ein abgenütztes Mittel, gnädige Frau, um demjenigen, was man für gewisse Personen thut, einen höhern Grad von Wichtigkeit zu geben. Man trifft in der Welt Leute an, deren Verdienst sehr geringe wäre, wenn sie nicht alle Kunst, die in ihrer Macht ist, dazu anwendeten, es gelten zu machen.... Nicht doch! Flavicourt ist ein guter Mann; er gewinnt, wenn man ihn kennt... Ich hoffte, Justine würde wieder kommen. Es schlug neun Uhr. Sie will mich nicht sehen, dachte ich... Ich ging den andern Morgen zur Frau von Thouvenelle; Justine saß am Claviere. Flavicourt, in einem Lehnstuhle halb liegend, hatte den Arm unanständig auf der Lehne von Justinens Sessel ruhen, und hörte ihr mit der Miene des Beyfalls zu. Justine stand auf. Flavicourt grüßte mich, ohne seine Stellung zu ändern, mit einem seichten Kopfnicken; ich hielt nicht für gut, es zu erwiedern. Je mehr ich diesen Menschen untersuchte, je mehr glaubte ich in ihm einen der unverschämten Gecken zu sehen, die man nicht schonen muß...

Ist dieß eine neue Arie? fragte ich Justinen... Ja, mein Herr, antwortete Flavicourt, indem er den Kopf zurück wandte, und mich steif mit einer

Art von Anmaßlichkeit ansah. Es sind Italiänische Arien; das Fräulein singt sie in ihrer eigenen Sprache, und da sehen sie sich gar nicht gleich. Ich sah ihn an, ohne ihm zu antworten. — Fräulein, haben Sie sich immer wohl befunden, seit ich nicht das Vergnügen gehabt habe, Sie zu sehen? ich finde Sie ein wenig verändert.... Ich schlafe schlecht, erwiederte Justine, und habe keinen Appetit. Flavicourt sah mich mit vieler Verwunderung an; er schien erstaunt, daß sein Ton von Wichtigkeit, sein glänzender Anzug, der blitzende Diamant an seinem Finger nicht diese Wirkung hervor brachten, die er davon erwartet hatte. Er wollte mich mit dem Gewichte seiner Gelehrsamkeit niederdrücken, und redete mich so an: Das Italiänische ist jedem unentbehrlich, der die Musik und selbst die Poesie liebt; es gehört zum schlechtesten Ton, diese Sprache nicht zu wissen. Sie hat so was Weiches, Süßes, Angenehmes als keine der neuern Sprachen... Fräulein, accompagniren Sie sich die dritte Scene der Didonne abandonnata von Metastasio. — Justine schien nicht aufgelegt das zu thun, was Flavicourt verlangte. — Wieder eigensinnig! O das steht Ihnen vortrefflich an! Er führte sie zum Claviere. Justine, sehr roth im Gesichte, antwortete mit dem Tone des Unwillens »sie kenne diese Scene nicht genug, um sie zu singen." Flavicourt ließ sich noch nicht abschrecken; er legte die Hand Justinens auf das Clavier, und hielt sie lange mit Gewalt darauf fest... Joseph, er durfte die wonnevolle Berührung dieser weißen feinen Haut genießen, einsaugen die Form

dieser niedlichen Finger! Ich wurde roth bis in die Augen; und wandte mich auf die Seite des Kamins hin, da nahm ich ein Buch, und durchblätterte es. Indessen beobachtete ich im Spiegel den Unverschämten; er hatte eine triumphirende Miene. Justine beschämt zog ihre Hand zurück. Flavicourt stellte sich vor das Clavier, und griff einige Accorde. Frau von Thouvenelle kam aus ihrem Cabinette. Flavicourt wollte durchaus, daß Justine diese Scene singen sollte; sie schlug es ab. Der elende Kerl nahm sich wohl gar die Freyheit sie auszuschelten; sie antwortete nichts, rückte ihren Nährahmen her, und setzte sich zu ihrer Tante...

Ich habe Justinen folgendes Billett geschrieben: »Es ist mir unmöglich, Fräulein, noch länger in der schrecklichen Ungewißheit zu leben, in der ich mich befinde. Sie lieben mich nicht mehr. Justine, haben Sie mir das am Tage der ländlichen Hochzeit versprochen? Trauriges Andenken, warum kann ich es nicht aus meinem Herzen reißen! Wenn Sie mich nicht mehr lieben, so sagen Sie es mir selbst. Was ist mein Verbrechen? Ich werde suchen, Sie zu erweichen, oder ich werde zu Ihren Füßen sterben."

Ich laure auf eine Gelegenheit, Justinen dieses Billett zu geben, und kann nicht dazu kommen. Ich kam mit dem Schlage fünf Uhr. Die erste Person, die ich sah, war Flavicourt. Seine Gegenwart brachte in mir die gewöhnliche Wirkung hervor, eine Anwandelung von Abscheu. Justine war nicht im Saale. Frau von Thouvenelle endigte ihre

Toilette. Flavicourt kramte in einem einnehmenden Tone Galanterien vor ihr aus, die sie mit Vergnügen anhörte. Frau von Thouvenelle hatte Roth begehrt. — Wenn man anfängt alt zu werden, setzte sie hinzu, hat man den Putz desto nöthiger... Wie alt sind Sie denn? erwiederte Flavicourt, indem er seinen Ellbogen auf den Nachttisch stützte, und die Frau von Thouvenelle mit Zerstreuung anblickte... Nun, antwortete die Dame mit Verlegenheit, und schien zu stocken, ich bin bald sechs und dreyßig Jahre alt, und Sie müssen gestehen... Sechs und dreyßig Jahre! wiederhohlte Flavicourt, und stand hastig von seinem Stuhle auf; sehen Sie sich doch in den Spiegel: sieben bis acht und zwanzig Jahre, das sehe ich und jedermann. — Joseph, die Unverschämtheit dieses Menschen trieb mir die Röthe in das Gesicht; aber die arme Frau von Thouvenelle erhob gegen Flavicourt ein dankendes Auge, und bezeigte ihm durch ihr Betragen, wie sehr sie ein so feines Lob zu schätzen wisse. Flavicourt setzte sich hernach wieder zur Frau von Thouvenelle, und fuhr fort so mit ihr umzugehen, wie ein Geck mit einem Frauenzimmer, bey welchem er das Liebhaberschild aushängt.

Ich habe Justinen nicht gesehen. Wir essen morgen Abends bey der Präsidentinn von Menars; vielleicht bin ich da glücklicher. Die Ungewißheit ist eine grausame Marter. Flavicourt thut ohne Zweifel Heirathsvorschläge, und ist eine große Partie. Justine schämt sich ihres Wankelmuthes; sie fliehet mich, weil sie sich strafbar fühlet. So sehr kann

man auf das Versprechen eines Frauenzimmers rechnen!... Aber was sind Versprechen für den Unbestand dieses Geschlechtes? Wir Thoren, die wir unsere Ruhe, unser Glück in ein so veränderliches, so wandelbares Geschöpf setzen! Das heißt, auf dem betriegerischen Meere einschlummern.

Sechs und zwanzigster Brief.

Ich habe Justinen meinen Brief gegeben, Flavicourt konnte nicht umhin den Arm der Frau von Thouvenelle anzubiethen. Ich fühlte Justinens Hand in der meinigen zittern; zehn Mahl versuchte ich zu reden, und eben so oft starben die Worte auf meinen Lippen. Ich wollte den Augen Justinens begegnen, aber vergebens! Sie heftete sie immer auf den Boden; endlich zog ich meinen Brief heraus. »Nehmen Sie," sagte ich mit bebender Stimme, »nehmen Sie diesen Brief, oder ich sterbe zu Ihren Füßen." Justine nahm den Brief, ohne mir zu antworten. Wir stiegen in den Wagen. Ich war über und über roth; Justine getraute sich kaum Athem zu hohlen. Unsere Verlegenheit entging dem Flavicourt nicht; er warf Justinen einen wüthenden Blick zu. Alles in mir kochte; ich fuhr im Wagen empor. Nur noch eine Geberde, und ich wäre auf ihn hingestürzt. Flavicourt, von meiner raschen Bewegung erschreckt, wurde bleich. Was ist Ihnen? fragte Frau von Thouvenelle voll Erstaunen über die plötzliche Veränderung meiner Züge. Nichts, antwortete ich, und suchte die Wuth zu ersticken, die

mich durchdrang; ich glaubte, wir sind wo hängen geblieben. Wir kamen zur Präsidentinn. Flavicourt ließ mich und Justinen voraus gehen, und folgte so dicht hinter her, daß es unmöglich war, uns zu sprechen. Er beschäftigte sich den ganzen Abend mit der Frau von Thouvenelle, setzte sich zu ihr, und verließ sie nicht einen Augenblick.

Dieser Mensch hat den Wörterkram, der nöthig ist, Weiber und Thoren zu blenden, eine oberflächliche Kenntniß von vielen Dingen, vorzüglich aber die große Kunst mit den Leuten, bey denen er ist, von dem zu reden, was sie nicht verstehen. Dieses gibt ihm die Miene eines tiefen Denkers, und verschafft ihm Bewunderung.... Bey den Weibern ist er entscheidend, spricht ab und zu, spielt den Prächtigen, rühmet seine Pferde, seine Leute, seine Juwelen, behandelt Tugend und Schamhaftigkeit als bürgerliche Vorurtheile, als Mangel an Welt. Er sucht diesem Geschlechte die Liebe zum Prunk und den Geschmack an Putz einzuflößen, und spricht mit Verachtung von der Aufmerksamkeit auf Geschäfte und von häuslichen Sorgen; das sind kleinfügige Beschäftigungen, höchstens gut für die unterste Bürger-Classe. Will Flavicourt einem Weibe schmeicheln, so lobt er sie nicht: er sagt ihr Böses von andern vor; er preiset nur diejenigen, die etwas auf ihn halten, und macht die tugendhaften Frauen, von denen er nichts zu hoffen hat, auf die bitterste Art lächerlich. Redet man von der Schönheit eines sittsamen, eingezogenen Mädchens, oder einer rechtschaffenen, ihren Pflichten getreuen Frau, so zeigt

Flavicourt durch eine ungeduldige Geberde, daß er nicht dieser Meinung ist, nähert sich dann einer Thörinn, die er verführen will, und sagt ihr mit kaltem verächtlichen Tone: Ich weiß nicht, was man Schönes an der Frau D*** findet: sie siehet links aus, und kleidet sich schlecht. Ihre Augen sagen kein Wort, ihr Wuchs ist steif, ihr Gang gemein. Er stehet dann auf, und richtet die Rede an den ersten besten, der ihm unterkömmt: Welcher Unterschied zwischen ihr und der Frau, die wir da vor unsern Augen haben! (hier zeigt er sie mit den Augen, und redet so laut, daß sie ihn hören kann,) das nenne ich eine hübsche Frau! einen freyen leichten Wuchs, artige Manieren, ausdrucksvolle Augen, ein allerliebster kleiner Fuß, ein wollüstiger Gang! Wie viel Geschmack in ihrer Art sich zu kleiden, wie viel Weiches in ihren Bewegungen!...

Kehren wir zur Präsidentinn von Menars zurück. Justine war traurig. Flavicourt ließ sie nicht aus dem Gesichte; er setzte sich so, daß er alles sehen konnte, was im Saale vorging. Ich glaube bemerkt zu haben, daß er sich bemühete, Argwohn in das Herz der Frau von Thouvenelle zu streuen. Die Blicke dieser Frau verfolgten mich mit Unruhe. Indem man in das Speisezimmer ging, suchte sie ihre Nichte mit den Augen auf, und befahl ihr, sich neben sie zu setzen. Auf diese Art fand sich Justine an Flavicourts Seite. Er betrug sich während der Tafel so unverschämt, daß man sich gar keinen Begriff davon machen kann. Er lehnte sich über die Frau von Thouvenelle hinüber, redete leise mit ihr,

sah sie lächelnd an, und prunkte mit einer unanständigen Vertraulichkeit.

Dieses erinnerte mich zu meinem Mißvergnügen an den nichtigen Charakter der Weiber. Ich weiß wohl, nicht die Natur hat sie zu Närrinnen bestimmt; aber sie nehmen mit so viel Lebhaftigkeit, mit so viel Begierde die jetzigen Sitten an, und scheinen so viel Geschmack daran zu finden, daß ein vernünftiger Mensch wohl kaum glücklich mit ihnen leben kann.

Sieben und zwanzigster Brief.

Man bringt mir ein Billett von Justinen, das nichts enthielt als diese Worte: »Finden Sie sich um zehn Uhr bey M*** ein." Wie mir das Herz schlug! welche tödtliche Langsamkeit im Verlaufe der Zeit! welche Ungeduld, welche Muthmaßungen! Die Uhr schlägt neun Uhr; ich gehe aus, ich komme hin, man öffnet mir ein Zimmer. Ich konnte mich kaum aufrecht halten. Ich höre das Geräusch eines Frauenzimmers, welches die Treppe herauf steigt, ich erkenne Justinen; sie tritt ein, ich sehe sie. Joseph, wie soll ich ausdrücken, was ich fühlte? Justine schien in großer Bewegung, ich selbst war nicht ruhiger. Die so auffallende Veränderung ihres Betragens, ein so außerordentlicher, von der Eingezogenheit ihres Geschlechtes so weit entfernter Schritt, ihr bleiches Gesicht, ihre niedergeschlagene Miene, Alles weissagte mir Unglück. Justine setzte sich; ich stand vor ihr, die Augen auf sie geheftet,

in einer hinstarrenden Betrachtung. Justine erwartete, daß ich reden würde; aber meine Seele, dahin gerissen von tausend verschiedenen Gefühlen, tausend traurigen Gedanken, irrte voll Verwirrungen um alte Erinnerungen herum. Der Anblick Justinens wirkte auf mich wie ein ähnliches Portrait, welches nur dazu dient, an den Gegenstand, den es vorstellt, die Gefühle zu knüpfen, die man dereinst gehabt hat. Justine hatte die Augen immer auf dem Boden geheftet, große Thränen liefen über ihre Wangen. Ach Justine, Justine! sagte ich, ergriff ihre Hand und drückte sie an mein Herz. Justine, Sie lieben mich nicht mehr.... Ich liebe Sie nicht mehr, Carl? — Glauben Sie es nicht.... Sie sind noch mehr zu bedauern. Justine hielt hier ein, schauderte zurück, und blickte mich mit Zärtlichkeit und Mitleid an.... Justine, um Himmels Willen erklären Sie sich. Justine bedeckt sich das Gesicht mit beyden Händen: Carl, ich bin Ihrer nicht mehr würdig.. Was? Wie? Sie lieben mich, Sie sind nicht mehr.. Meine zitternden Lippen versagten mir den Dienst, Töne zu articuliren... Justine fährt fort: Der Elende, den Sie bey meiner Tante gesehen haben — er hat mich zu Grunde gerichtet.... Sie zu Grunde gerichtet? sagte ich, und bebte vor Erstaunen und Abscheu zurück... Nein, es ist ein Bruch der Treue. Undankbare, Sie konnten nicht... Nein, nein!... Ich hefte auf Justinen einen schüchternen Blick voll Furcht und Hoffnung. Ihr melancholisches, fürchterliches Stillschweigen bekräftigt ihr trauriges Geständniß. — Ach! ich kann nicht zweifeln.... Ich

, gerathe in Wuth, ich schleudere Justinens Hand, die ich in der meinigen hielt, zurücke. Ich stehe auf.... Adieu, Justine — Adieu! Alles ist aus für mich. Justine erblaßt, wankt und fällt ohne Bewußtseyn zu meinen Füßen. Ich sah sie mit gleichgültigem Auge, mit einer rohen Unempfindlichkeit an; ihr entfärbtes Angesicht, ihre erloschenen Augen, der Tod, der sie umschwebte, und schon über seine Beute herzufallen schien, nichts kann mich aus meiner Fühllosigkeit heraus reißen... Unbeweglich, wie angeheftet an Einen Platz, denke ich nicht einmahl daran, Justinen beyzuspringen.... Unglückliche, wärest du gestorben, ehe du dich wegwarfst, so bliebe mir doch übrig, dir zu folgen!... Joseph, wie schwach sind wir! Das Mitleiden erwacht in meinem Herzen. Ich hebe Justinen auf, ich suche sie in das Leben zurück zu rufen; sie öffnet die Augen, erkennt mich, reißt sich aber mit Gewalt aus meinen Armen, und stößt mich mit der Hand zurück. — Ich bin zu Grunde gerichtet, wiederhohlt sie mit starker Stimme. — Die Ehre hat eine unübersteigliche Vormauer zwischen uns beyden erhöhet. Ich würde dich verachten, wenn du sie einzureißen wagtest... Gehen Sie fort, Ihre Gegenwart ist mir zuwider... Ich werde Ihnen schreiben... Ich gehe hinaus mit Wuth im Herzen. Ich laufe zu Flavicourt, ich finde ihn nicht. Zwey Stunden darauf erhalte ich folgendes Billett von Justinen.

»Ich hätte Ihre Raserey voraus sehen sollen. Sie sind mehr eitel als verliebt... Mein guter

Nahme. . . . Bin nicht ich es, die Ihnen das Geständniß ihrer Schande abgelegt hat? Wollen Sie mich für meine Achtung gegen Sie strafen? Mich müssen Sie in Flavicourt sehen. Sie sollen Alles erfahren. Ich werde Ihnen schreiben u. s. w."

Acht und zwanzigster Brief.

Justine an St. Flour.

Ich habe versprochen, Ihnen zu schreiben. So grausam auch die Zergliederung der Geschichte ist, in die ich mich einlassen muß, so glauben Sie doch, daß sie Sie nicht so sehr kränken kann, als mich die Nothwendigkeit, sie mir ins Gedächtniß zurück zu rufen. . . Ich habe Sie also verloren, Sie, den einzigen Gegenstand meiner Zärtlichkeit. . . . Saint Flour, ein unendlicher Raum trennet uns; die Ehre hat uns geschieden; keine Wiedervereinigung ist möglich. . . . Wie werden Sie eine Elende zurück stoßen! Selbst das Wort: Ich liebe Sie, stockt auf meinen Lippen. Ihr Bild, ein rächendes Gespenst, verfolgt mich, bedrängt mich. Ich meine Sie zu hören, wie Sie mir meine Schande vorwerfen. . . . Siehe, sagen Sie mir mit fürchterlicher Stimme, erkenne den Schamlosen . . . er genießt seinen Triumph, er bedeckt dich mit Schande. Kannst du deine eigene Häßlichkeit ertragen? . . . Ich zittere, ich bebe; meine Augen wenden sich mit Entsetzen weg. Ihr Blick ist der Blick der beleidigten Tugend. Vergebens flehe ich um Ihr Mitleid; Sie bleiben unerbittlich, und

würdigen mich nicht der Ehre mich zu hören. Welche schreckliche Zukunft habe ich mir bereitet!

Unsinnige Verwandte, eure unglückliche Nachlässigkeit hat mich in den Abgrund gestürzet! . . . Ihr seyd nicht zu entschuldigen; warum wachtet ihr nicht über euer Kind? Hattet ihr eine heiligere Pflicht? Hatte ich eine andere Erfahrung als die eurige? Man hat mich allein ohne Schutz gelassen. Der Verführer sah mich von fern. Das ist eine Beute! sagte er sich selbst. Er stellte seine Netze, er umringte mich mit seinen Fallstricken. Ich bin gefallen, gefallen auf ewig. . . . Doch wo gerathe ich hin? O meine Tante, und du, bester der Väter, verzeihe einer Unglücklichen . . . nein, nicht ihr: meine Eitelkeit, mein Leichtsinn haben mich zu Grunde gerichtet. Ein thörichtes Selbstvertrauen, ein unbescheidener Vorwitz. . . . Ich Unsinnige . . . ich fürchte die Liebe; sie wäre meine treueste Wächterinn gewesen!

Ich bin Ihnen eine genaue Erzählung schuldig. Sie müssen diesen bittern Kelch austrinken. Ich habe auf das Glück Verzicht gethan, für Sie und für mich. . . . Mein unglückliches Schicksal, ähnlich einem Leichentuche, umwickelt uns beyde in demselben Grabe. Ich wäre nicht gestraft genug, wenn ich nur meine eigenen Leiden zu tragen hätte. . . . Selige Zeit meines Glückes, schöne Tage, wo ich in der Unschuld meines Herzens die Freuden der Liebe und Tugend genoß, ach! kommet niemahls aus meinem Gedächtnisse. . . . Mein Kopf wird warm, meine Gedanken schwinden. . . . Ich weiß nicht mehr, was ich sage; ich muß hier abbrechen.

Einige Zeit nach Ihrer Abreise empfing mein Vater einen Brief von der Marschallinn von Cersanne; sie bath ihn nach Saumerive zu kommen, sie habe ihm wichtige Geschäfte anzuvertrauen. Mein Vater beschloß, diese Gelegenheit zu nützen, mich der Marschallinn vorzustellen; und ungeachtet der vernünftigen Gegenvorstellungen meiner Tante ging diese Reise doch vor sich. Ich will Ihnen den Eindruck nicht verhehlen, den der Reichthum, die Pracht und die Größe auf mich machten, welche die Marschallinn umgaben. Sie litten darunter, St. Flour; Ihr Bild verschwand einen Augenblick in der Mitte dieser Herrlichkeiten. Die Marschallinn zeigte sich sehr gütig gegen mich; ihre Tochter, eine liebenswürdige Frau fast von meinem Alter, war zuvorkommend, und überhäufte mich mit Freundschaftsbezeigungen. Die Marquisinn von Miran vereinigte sich mit der Gräfinn. Ich war betäubt, trunken, und rechnete mein Leben nur von dem Augenblicke an, als ich in dieses Haus gekommen war. Die Vergangenheit verlosch fast gänzlich in meinem Gedächtnisse. Ich war zu jung, um durch alle diese scheinbaren Höflichkeiten den erniedrigenden Ton der Protection wahrzunehmen, den die Großen nie ablegen, wenn sie mit Leuten, die unter ihnen sind, umgehen. Die Marquisinn und die junge Gräfinn redeten unaufhörlich von Paris, rühmten die Vergnügungen, die man dort genöße; und ob sie gleich freywillig auf dem Lande waren, so jammerten sie doch darüber, daß sie die Stadt verlassen hätten, und seufzten nach ihrer Rückkehr. Ich gewöhnte mich al-

so unvermerklich daran, Paris als den einzigen Ort der Welt zu betrachten, wo das Glück wohnte. Ich fand, ich sey beklagenswerth, daß ich nicht dort leben könnte. Wenn sich in dem Augenblick ein alter, reicher Freyer gefunden hätte, so einer, wie der Marquis von Courville, ich hätte ihn ohne Anstand genommen. Ich bin aufrichtig, und übergehe mein Unrecht nicht mit Stillschweigen.

Flavicourt kam nach Saumerive; er genoß dort einer großen Hochachtung. Die Geschicklichkeit, vermöge der er selbst in denen Häusern sehr bekannt thut, wo er nicht ohne Zwang ist, seine Unverschämtheit, sein entscheidender Ton ließen mich nicht bemerken, wie wenig die Marschallinn aus ihm mache. Flavicourt bezeigte mir Hochachtung; er redete mit mir von Musik, er lobte meinen Verstand. Sprach er von einem andern Frauenzimmer, so war es bloß, um mir die Fehler in ihrer Figur und den Mangel an Geschmack in ihrem Anzuge bemerken zu machen. Er setzte diesen die Reitze entgegen, die ich besäße, und schmeichelte so doppelt meiner Eigenliebe, indem er mich in meinen eigenen Augen liebenswürdiger machte, und indem er andere herab setzte. Flavicourt ließ sich besonders wider die Marschallinn heraus; er verschrie sie als eine Prüde, als eine ungesittete und zänkische Frau ohne Verstand. Es gelang ihm, mein Vertrauen zu gewinnen. Ich sah ihn bald für einen wichtigen Freund an, dessen Erfahrung mir nützlich seyn könnte. Ich war stolz auf den Vorzug, den er mir vor der Marquisinn und der Tochter der Marschallinn gab: das war ja ein

deutlicher Beweis meiner Verdienste. Der Beyfall eines Mannes, wie Flavicourt, brachte mir eine große Meinung von mir selbst bey.

Ich dachte indessen immer an Sie; und ungeachtet des zerstreuten Lebens, das ich in Saumerive führte, mahlte sich doch das so süße Andenken an unsere unschuldigen Freuden meinem Gedächtnisse vor. Ich fiel in ein tiefes Nachdenken. Dann hatten weder die Reden des Flavicourt, noch die glänzenden Dinge, welche die Marquisinn auskramte, noch die Pracht und das Souverainmäßige der Marschallinn etwas Anziehendes mehr für mich; ich fühlte das Leere dieser dem Menschen fremden Größe und das Langweilige der studierten Rede einer schalen Galanterie, die das Ohr kitzeln, ohne an das Herz auch nur zu streifen.

Flavicourt überraschte mich oft in diesen Anwandlungen von Melancholie. Er muthmaßte, daß ich einen heimlichen Gram hätte; es ward ihm nicht schwer, die Ursache zu errathen. Ein junges Mädchen hat kein wichtiges Geschäft, als die Liebe. Flavicourt suchte mein Geheimniß zu ergründen, und es gelang ihm leicht. Ich erröthete nicht über meine Gefühle für Sie; sie waren so rein, so unschuldig. Warum hätte ich verhehlen sollen? Ueber dieß setzte ich kein Mißtrauen in den Flavicourt; sein Alter flößte mir vielmehr Vertrauen ein. Ich gestand ihm, daß ich einen Officier vom D***schen Regiment liebte, und daß der glücklichste Tag meines Lebens derjenige seyn würde, an dem ich mich auf ewig mit Ihnen verbinden würde. Flavicourt fragte mich nach Ihrer

Figur, nach Ihrem Alter, nach Ihren Vermögensumständen. Ich mahlte Sie, so wie ich Sie im Geiste sehe. Als er aber merkte, daß meine Beschreibung kein Ende nehme, sagte er mir: Es ist nicht nothwendig, Fräulein, daß Sie mir sagen, Sie lieben den Herrn von Saint Flour; nach der Art, wie Sie von ihm reden, lieben Sie ihn nicht: Sie sind in ihn vernarrt. Er stand unwillig auf, ich rief ihn zurück. . . . Verdrießt Sie das, mein Herr? . . . Ja, erwiederte er in einem strengen Tone; wollen Sie, daß ich eine lächerliche Leidenschaft gut heiße, die Sie unglücklich machen wird? . . . Warum sollte sie mich unglücklich machen? Saint Flour liebt mich, ich liebe ihn, und . . . So sind die Kinder alle: sie glauben, es brauche nichts, als sich zu lieben und sich zu heirathen. — Aber wenn das Fräulein von Baugland ihre Vorliebe für den Grafen Reaume zu Rathe gezogen hätte, und nicht klug genug gewesen wäre, den alten Marquis von Ballnau vorzuziehen; so wäre sie nicht jetzt Herzoginn von Limours. So handelt ein vernünftiges Frauenzimmer, die einige Selbstliebe hat. Sie gehet nicht hin, und opfert ihre Jugend, ihre Schönheit, das Glück ihres Lebens einer Laune auf, die sie immer zu befriedigen Gelegenheit findet; sie denkt an das Wesentliche, das ist, eine reiche Versorgung. Ist sie verheirathet, so nimmt sie ihren alten Liebhaber wieder, wenn sie es noch der Mühe werth hält, oder sie trifft eine neue Wahl, die sich besser für ihre Lage schickt, und anständiger ist für eine Frau von der großen Welt.

Flavicourt verließ mich. Ich war ganz erstaunt; aber nach einer kurzen Ueberlegung setzte ich diese seltsame Moral und den rauhen, launischen Ton, in dem er sie mir mittheilte, auf die Rechnung seiner Anhänglichkeit, und auf den Antheil, den er an dem nahm, was er mein Glück nannte. Wir sehen, sagte ich mir selbst, die Sachen in einem verschiedenen Gesichtspuncte. Flavicourt begleitete uns diesen Abend auf den Spaziergang. Ich bemerkte keine Spur der übeln Laune, die er heute Morgen geäußert hatte; er war munter, liebenswürdig, aufmerksam. Ich ging mit der Marquisinn von Miran und dem Grafen Bessé. Flavicourt lenkte das Gespräch auf die Annehmlichkeiten des Lebens in Paris. Der Graf und die Marquisinn, ihres Aufenthaltes auf dem Lande überdrüssig, rühmten mit Nachdruck die Vergnügungen der Hauptstadt. . . . Denken Sie noch lange in Saumerive zu bleiben? sagte der Graf zur Marquisinn. . . . Ich weiß es nicht, antwortete die Marquisinn; die Marschallinn ist gern in diesem Hause. . . . Das ist gut für sie, antwortete der Graf; in ihrem Alter hat man nichts Besseres zu thun, als tief in einer Provinz zu herrschen. — Acht Tage bin ich hier, und schon seit sechsen habe ich lange Weile. Ohne Sie, schöne Marquisinn, und ohne Herrn von Flavicourt wäre ich den andern Morgen nach meiner Ankunft wieder zurück gereiset. . . . Sie reden nicht von dem Fräulein, sagte die Marquisinn, und warf hierbey dem Grafen einen boßhaften Blick zu. Mich dünkt, sie könne den Aufenthalt auf dem Lande erträglich machen. . . . Ich bin Ihrer Meinung, ant-

wortete der Graf hastig; aber das Fräulein gönnet einem kein Vergnügen, als die Augenweide. Wenn doch wenigstens diese bezaubernde Figur, belebt von dem Feuer einer göttlichen Musik oder dem Wahnsinn einer liebenswürdigen Thorheit, sich in ihrem völligen Glanze bey einem Schauspiele, einem Feste, einem Soupee zeigte. . . . Ach Fräulein! unterbrach er sich selbst, als ob ihn ein plötzliches Gefühl ergriffe, und faßte dabey meine Hand, heirathen Sie nach Paris. In der ganzen Welt ist nur Paris werth, ihre Schönheit zu bewundern, fähig ihre Reitze zu würdigen. Ich verspreche Ihnen einen Haufen Anbether; ich selbst werde einer der ergebensten, der getreuesten seyn. Diese glänzende Anrede brachte mich aus der Fassung; ich erröthete. Flavicourt sagte mir ins Ohr: Der Graf Bessé weiß nichts von der zärtlichen Liebe, die sie an einen Infanterie-Lieutenant fesselt; sonst wäre er nicht kühn genug, so mit Ihnen zu reden.

Ich verließ Saumerive. Als ich wieder in Besançon war, fühlte ich eine entsetzliche Leere. Alles, was ich sah, kam mir klein, bettelhaft vor. Ich fand die Männer grob, die Weiber links, abgeschmackt. Unsere wenigen Leute gaben dem Hause meines Vaters das Ansehen einer Wüste. Eine unwillkührliche Melancholie hatte sich meiner bemeistert. Das Bild von Saumerive verfolgte mich selbst im Schlafe. Was ich dort gehört hatte, kam mir unaufhörlich in den Sinn zurück. . . . Saint Flour, Sie waren mir nicht genug, so wie Sie waren: ich wünschte Sie reich; auch überhäufte ich Sie in mei-

nen ausschweifenden Träumen mit allen Schätzen des Glückes.

Flavicourt kam nach Besançon. Er stattete uns einen Besuch ab. Meine Tante empfing ihn gut. Flavicourt bezeigte ihr das Verlangen, eine genauere Bekanntschaft mit ihr zu errichten. Meine Tante gab eine höfliche Antwort darauf. Die Besuche wurden häufiger und länger. Flavicourt wurde bald der Hausfreund. Geschmeidig, aufmerksam, einschmeichelnd faßte er alle Ideen meiner Tante auf, gab ihrer Denkungsart Beyfall, ja legte sogar an den Tag, daß er ihr gefallen wolle. Ich fand Vergnügen an seinem lebhaften, aufgeweckten und denjenigen, mit denen er war, immer angemessenen Umgange. Mit meiner Tante war er absprechend, entscheidend, lobpreisend; mit mir zuvor kommend, ehrerbiethig. Wenn er mir mit einer ausgezeichnetern Gefälligkeit begegnete, so zeigte er zugleich eine schmeichelhaftere Achtung gegen mich.

Nach und nach suchte Flavicourt sich bey mir immer mehr und mehr einzuschmeicheln; er sprach von Ihnen, äußerte das größte Verlangen, Sie zu kennen. Er brenne vor Begierde, sagte er, sich mit seinen eigenen Augen zu überzeugen, ob Sie eine so zärtliche Liebe verdienten; ich sey das einzige Frauenzimmer in der Welt, das einer solchen Treue fähig wäre. Er nannte mich die Zierde, das Muster meines Geschlechtes, und gab mir tausend Lobsprüche, einen schmeichelhafter als den andern.

Flavicourt fragte mich, ob ich Briefe von Ihnen bekäme. Ich sagte ihm, daß Sie so rechtschaf-

fen gewesen wären, und mir nicht einmahl den Vorschlag gethan hätten, mir zu schreiben, aus Furcht mich einer Unannehmlichkeit auszusetzen. Er lobte diese kluge Vorsicht, legte aber mir alles Verdienst davon bey. — Man kann, fuhr er fort, nicht mißtrauisch genug gegen junge Leute seyn. Die am vernünftigsten scheinen, sind Betrieger, und suchen ein Frauenzimmer nur zu hintergehen. Da sie die Weiber aus Bedürfniß lieben, so werden sie deren, die sie verführt haben, bald satt. Ueber dieß sind sie so eitel, daß sie die Schönsten nur für zu glücklich halten, wenn sie sich ihr ergeben; so wenig verschwiegen, daß sie die kleinsten Gunstbezeigungen ausplaudern. Sie erzählen einer dem andern ihr vorgebliches Glück in der Liebe auf eine so unanständige, so geschwätzige Art, daß sie das tugendhafteste Mädchen ins Unglück stürzen könnten. Ich gestehe Ihnen, Fräulein, daß, ehe ich Sie kannte, ich schon wußte, daß Sie den Saint Flour liebten, und versprochen hatten, ihn zu heirathen. . . . Ich erröthete. . . . Und wer hat Sie denn so gut unterrichtet? . . . Ich kann es Ihnen nicht sagen, Justine; aber ich wiederhohle es: die jungen Leute sind geschwätzig.

Wiewohl mir meine Tante viele Freyheit ließ, so hatte sie doch launische Tage, wo sie mich einer Kleinigkeit wegen ausschalt. Flavicourt, als Hausfreund, war Zeuge dieser Verweise. Mit der Miene, mich entschuldigen zu wollen, billigte er das Betragen meiner Tante, ertheilte ihrer mütterlichen Wachsamkeit und der Sorgfalt, womit sie auf mich Acht gab, die größten Lobsprüche, und ließ sich voll Ge-

fälligkeit sehr weitläuftig über das Glück heraus, das eine junge Person genieße, wenn sie unter den Augen einer aufgeklärten, vernünftigen Verwandten lebe, die ihre Thür jungen Leuten verschließt, und so das Kostbarste, was ihr Zögling hat, vor den Fallstricken der Verführung bewahret. Nie habe ich, fuhr er fort, die Sorglosigkeit jener unsinnigen Mütter begreifen können, die ihre Nachlässigkeit dadurch entschuldigen zu können glauben, wenn Sie sagen: Der junge Mensch, den ich empfange, hat Sitten... Ey desto schlimmer, Madame! Besser, er hätte keine! Er würde minder gefährlich seyn. Was ist wohl für ein Unterschied zwischen dem, der arm geboren eine reiche Erbinn verführet, in der Hoffnung sie zu heirathen, und zwischen dem, der ein armes Mädchen verführt, mit dem Vorsatze, sie zu seiner Mätresse zu machen?... Ich finde sie beyde gleich strafbar; denn die Verführung ziehet fast überall dieselben Unglücksfälle nach sich, und setzt die Verwandten denselben Unannehmlichkeiten aus. Ich sage noch mehr: man kann den Fehltritt einer jungen Person verbergen, man kann ihre Schwachheit in dem Schatten des Geheimnisses begraben; aber es ist unmöglich, den Schaden gut zu machen, den sich jene zufügt, die einen mittellosen Menschen heirathet.

Meine Tante fand so viel Geschmack an den Lobeserhebungen des Flavicourt, daß sie in der Folge keine Gelegenheit vorbey ließ, sie zu verdienen. Täglich gab es neue Brummereyen. Ein Mahl, als sie mich wegen eines ziemlich unbedeutenden

Fehlers sehr hart behandelt hatte, und ich bis zu Thränen gerührt war, nützte Flavicourt den Augenblick, da meine Tante in ihr Cabinett ging, wovon sie zwar die Thür offen ließ, wo sie uns aber weder hören, noch sehen konnte, und sagte mir: Wie hasse ich diese ungerechten, selbstsüchtigen Weiber, die ihre Jugend in Vergnügungen zugebracht, ja nicht einmahl auf das Schickliche, auf den Wohlstand gesehen haben, und dann gegen ihre Töchter die gehässigste Tyranney ausüben, und unter dem Vorwande, über ihre Aufführung zu wachen, sie ihrer Laune unterwerfen, und sie alle Wuth einer niedrigen Eifersucht empfinden lassen!... Ich sah den Flavicourt mit Erstaunen an... Wen meinen Sie?... Ihre Tante. Ich bin wüthend über die Unwürdigkeit, mit der sie Sie behandelt. Ihr, die einen ganzen Schwarm Liebhaber gehabt hat, stehet es vortrefflich an, so einen Lärmen zu machen wegen eines Dings, das nicht einmahl eine Unvorsichtigkeit ist... O ja, meine Tante hat Liebhaber gehabt vor ihrer Verehelichung. Wissen Sie wohl, daß sie recht hübsch war?... Ey was vor ihrer Verehelichung! Arme Unschuld, sagte Flavicourt mit der Miene des Mitleids, (verzeihen Sie, Fräulein, diesen Ausdruck,) auch während ihrer Ehe und seit sie Witwe ist. Der Graf von D***, Commandant in der Provinz; der Marquis von C***, der erste Präsident; Herr von Riverole, Advocat-General, der uns alle Tage mit seinen schwerfälligen Abhandlungen lange Weile macht; der große Dormos, der so vertraut thut, so plauderhaft ist; ein Mensch,

der in die schlechteste Gesellschaft gehört. Man muß so blind seyn, wie Ihre Tante, solche Leute zu empfangen und dabey eine Nichte zu haben, über die man wachen soll. Ich nenne Ihnen nicht noch ein Dutzend andere, welche sie gleichfalls hatte, wie das ganze Land mit Augen gesehen hat. Ihr Onkel faßte sich als ein verständiger Mann, so wie sich alle Ehemänner fassen, ließ seine Frau nach ihrem Geschmacke leben, und lebte selbst mit der Frau von **... Was sagen Sie da? rief ich aus; ich glaube kein Wort davon... Ich sage Ihnen nur, wie es in der Welt zugehet, erwiederte Flavicourt kaltsinnig. — Aber Ihre Tante schließet ihren Schreibtisch zu. Wir wollen dieses Gespräch ein anderes Mahl wieder fortsetzen. Ich kann es nicht länger dulden, daß man Sie in einer solchen Unwissenheit mit Fleiß zu erhalten suchet, bloß um leichter mit Ihnen schalten, und Sie einem mittellosen jungen Menschen aufopfern zu können, dem man Sie als eine Belohnung geben will.

Als ich allein in meinem Zimmer war, überdachte ich eine Menge Dinge, auf die ich bisher nicht geachtet hatte. Was man bey den Weibern Tugend nennt, wäre das vielleicht nur eine Chimäre, oder höchstens eine Pflicht auf eine Zeit lang, eine Pflicht bloß für die Mädchen?...

Den andern Tag, als ich den Flavicourt sah, nahm er bald meine nachdenkende Miene wahr. Was haben Sie, meine schöne Justine? fragte er mich unruhig; Sie scheinen in Bewegung. Er sah mich starr an; ich erröthete, faßte mich aber sogleich. —

Nichts, antwortete ich gleichgültig; ich habe heute Nacht übel geschlafen, und bin abgemattet. — Apropos, ich habe nachgedacht über das, was Sie mir gestern sagten. Es schien mir so seltsam, daß ich es nicht glauben kann. Ich sagte das, ihn zu einer Erklärung zu bringen; ich war froh, mich unterrichten zu können, und fühlte etwas Erniedrigendes darin, ein solcher Neuling zu seyn.

Flavicourt setzte sich zu mir. Setzen Sie sich zu ihrem Forte-Piano, Fräulein; legen Sie diese Musik auf das Pult. Das gibt Ihnen ein ungezwungenes Ansehen, wenn Ihr Vater oder sonst jemand herein kommt. Mit klugen Leuten waget man nicht, sich Verdrießlichkeiten zuzuziehen; sie denken an alles. Nun sah er sich von allen Seiten um, ob uns jemand hören könnte, dann fing er an: Die Mütter, liebe Justine, verbergen den Töchtern sorgfältigst den Endzweck, wozu die Natur sie bestimmt. Die meisten haben ihre guten Ursachen dazu; sie merken, daß, wenn junge Personen, mit allen Reitzen der Figur begabt, im Glanze der Jugend und Schönheit, es wüßten, sie seyen dazu gemacht, zu lieben und geliebt zu werden, daß dann sie, Mütter oder Tanten, die schon zu altern anfangen, keine Rolle mehr in der Welt spielen könnten.

Die Männer, nach deren Blicken sie geitzen, deren Sinne sie durch die unanständigste Coketterie in Aufruhr zu bringen suchen, würden ihnen jene naiven und reinen Schönheiten vorziehen, die an ihrer Seite heran blühen. Man muß also diesen

unschuldigen Creaturen einen solchen Schrecken vor einem Liebeshandel beyzubringen suchen, daß sie beym Anblicke eines Mannes zittern und fürchten, sich allein mit ihm zu finden, so wie man fürchtet, auf seinem Wege ein wildes Thier oder eine Schlange anzutreffen. Die Mütter flößen ihren Töchtern eine entsetzliche Furcht vor der Liebe ein; sie hüthen sich wohl, ihnen zu sagen, daß die Ehe eine politische Verbindung sey, welche sich auf die Vortheile der Familien und auf Güter gründet *), daß also ein vernünftiges Mädchen zum Ehemanne den Reichesten, zum Liebhaber den Liebenswürdigsten sich wählet. Sie wissen das so gut als ich, ja sie richten ihre Aufführung sorgfältigst nach diesen Grundsätzen ein. Wenn sie grausam mit einem armen Teufel verfahren, so geschieht es nur, weil er so unglücklich ist, ihnen zu mißfallen, und weil sie einen andern begünstigten Liebhaber in Bereitschaft haben.

Mit den Mädchen hat es eine andere Bewandtniß. Die Weiber wollen durchaus nicht, daß sie ihr Vergnügen theilen sollen. Sie laden auf die Schultern dieser unglücklichen Schlachtopfer jene Weisheitsbürde, die sie von ihren eigenen abgewälzet haben. Auch entfernen die Mütter, die freye Hand über ihre Töchter haben, sie immer von sich, und sperren sie in ein Kloster. Diejenigen, welche durch

*) Man braucht den Leser wohl kaum daran zu erinnern, daß Flavicourts Raisonnement nur elende Sophismen sind, die man bloß wiederhohlt, alle Kunstgriffe aufzudecken, welche die Verführung anzuwenden pflegt.

Umstände oder durch den Willen ihrer Männer gezwungen sind, ihre Töchter um sich zu haben, halten sie in der härtesten Sclaverey, berauben sie aller Vergnügungen, und wollen lieber sich selbst Feste, Schauspiele und Gesellschaften versagen, als dort mit ihren Töchtern erscheinen. Ihre Eifersucht, wenn sie sehen, daß diese der Gegenstand der heimlichen Wünsche der Männer sind, ist unbegreiflich. Diese Eifersucht verwandelt sich in Haß bey denen, welche, wie ihre Tante, einst Liebhaber gehabt haben, und noch Trotz dem Alter und den Runzeln ihre Ansprüche nicht aufgeben. Das sind keine Mütter mehr: das sind Stiefmütter. Sie verabscheuen ihre Töchter, und um ihrer los zu werden, sind sie bereit, sie dem ersten besten, der sie verlangt, zur Frau zu geben; ja, es gibt Mütter, die darüber seufzen würden, wenn sie ihre Töchter reicher verheirathet sehen sollten, als sich selbst, besonders am Orte, wo sie selbst leben. Darum empfangen sie junge, liebenswürdige Leute, die eine artige Figur, aber kein Vermögen haben, und erlauben ihnen öffentlich, sich mit ihren Töchtern in ein Liebesverständniß einzulassen. Diese Unvorsichtigen, entzückt darüber, sich dem zärtlichen Hange ihres Herzens ohne Furcht überlassen zu können, werden so durch eine teuflische List hintergangen, und schließen thörichte Verbindungen, welche sie ihr ganzes übriges Leben durch bereuen. Auf diese Art brauchen neidische Weiber die jungen Leute zum Werkzeuge ihrer Rache, und strafen diese unglücklichen Schlachtopfer

für die Erniedrigungen, die sie ihnen ohne ihren Willen zugezogen haben.

Lassen Sie sich, meine liebe Justine, nicht durch die Außenwerke von Zucht und Tugend täuschen, welche die verehelichten Frauenzimmer zum Scheine aufführen. Das ist alles nur Grimasse, nur List, den Thoren Sand in die Augen zu streuen, und vor den Augen von Personen Ihres Alters die Vergnügungen aller Art zu verschleyern, die sie sich heimlich erlauben. Selbst diejenigen, welche sie für andächtig halten, sind nicht besser als die andern.

Was die Weiber in der großen Welt betrifft, fuhr Flavicourt fort, so machen sie dabey nicht viel Umstände, und halten es nicht der Mühe werth, sich Zwang anzuthun. Ihre Tante zum Beyspiele will durchaus, ich soll in sie verliebt seyn; nur ihren Ansprüchen verdanke ich das Bißchen Freyheit, mit Ihnen umzugehen. Sie ist eitel genug sich einzubilden, sie werde mich noch in ihrem Alter fangen; sie thut mir sogar die Ehre an, zu kindischen Neckereyen ihre Zuflucht zu nehmen, die vor ungefähr zwanzig Jahren einige Wirkung thun mochten. Reitzende Justine, ist es nicht der äußerste Grad von Unsinn, wenn ein Weib, welche Sie beständig um sich hat, sich schmeichelt, daß man sie noch bemerken könne? Sie allein liebe ich, Sie bethe ich an; diese Augen sind es, dieser Mund, dieser Wuchs, dieser Busen, diese Hände, diese Arme, dieses höchst vollkommene Ganze ist es. — Alles an Ihnen ist reitzend, verführerisch; die feurigste Einbildungskraft bleibt noch weit hinter der Wirklichkeit zurück...

Mich, mein Herr? sagte ich erstaunt. Sie wissen nicht, was Sie reden. Wie sollten Sie mich lieben! Wissen Sie nicht, daß ich den Saint Flour liebe? Lieben Sie meine Tante, das wird ihr Vergnügen machen, und wir werden desto ungestörter mit einander schwatzen können. Flavicourt, wiewohl sehr aus der Fassung gebracht, wollte mir antworten, als meine Tante herein trat; er suchte ein wenig zu sich zu kommen, und sagte ihr artige und galante Dinge vor. Ich ließ sie allein, und verschloß mich in mein Cabinett; ich war froh, über das nachdenken zu können, was ich eben gehört hatte. Ich kam nach einer halben Stunde wieder. Flavicourt und meine Tante waren in einem lebhaften Gespräche. Sie schwiegen bey meinem Eintritte, aber unmerklich fiel das Gespräch zurück auf dieselbe Materie. Meine Tante vergaß, daß ich gegenwärtig war, und ließ eine Menge kühner Grundsätze sich entschlüpfen, die das bestätigten, was Flavicourt mir gesagt hatte. Es ist wahr, daß Flavicourt nur im Allgemeinen diese Dinge abhandelte, und alle Augenblicke meine Tante wegen ihrer freyen Art zu denken, wegen der Stärke ihrer Ideen und ihrer Gründlichkeit im Urtheilen lobte, und sie so durch einen philosophischen Weihrauch betäubte, welcher sehr geschickt war, ihr den Kopf schwindeln zu machen und sie zu verhindern, auf dasjenige Acht zu haben, was sie sagte. Ich habe allen Grund zu glauben, daß es nicht unrecht sey, einen Liebhaber zu haben; daß die Weiber die Tugend spielen, und dabey sich erlauben gegen ihre eigenen Grundsätze zu handeln;

daß dieser große Prunk von Keuschheit, womit sie sich öffentlich behängen, nichts sey als eine Conventions-Maske, die sie vornehmen, um Thoren zu täuschen.

Einige Zeit lang sagte mir Flavicourt nichts von Liebe vor: er begnügte sich die Rolle des Freundes zu spielen; er vernachlässigte nichts, was einer jungen, unerfahrnen Person gefallen konnte. Sein Putz war gewählt, er selbst prächtig. Er sah auf keine Ausgabe, war aufmerksam, schmeichelnd, und gab uns Feste. Meine Tante genoß dieser Ehren; aber der wahre Gegenstand davon war ich. Unter dem Vorwande, meinen Verstand zu bilden, vernichtete er in mir alle Grundsätze der Religion und der Tugend, die man mir im Kloster beygebracht hatte. Wenn wir allein waren, so machte er mich bemerken, wie die Aufführung der Leute, mit denen wir umgingen, genau mit der verderbten Moral überein stimmte, die er mir sorgfältig einzuprägen suchte. Nach seiner Meinung gab es keine rechtschaffenen Weiber; alles, sogar die unschuldigsten Schritte, die gleichgültigsten Reden, einen unbefangenen Blick, ein vorüber gehendes Lächeln, wußte er dahin zu deuten. Die Tugend selbst nahm, wenn sie durch seinen Mund ging, den Anstrich des Lasters, oder vielmehr, er ließ weder Tugend, noch Laster, sondern bloß Uebereinkunft, Gebrauch und gesellschaftlichen Wohlstand gelten; folglich schien ihm nichts natürlicher, als seinem Geschmacke zu folgen, und sich seinen Neigungen zu überlassen. Die Welt ist nun einmahl so, sagte mir Flavicourt;

man braucht nur den Schleyer aufzuheben, und alle Dinge erscheinen in ihrer wirklichen Gestalt.

Flavicourt wußte immer Mittel zu finden, seine heimliche Lehre durch meine Tante zu unterstützen. Er mischte sie schlau in seine seltsamen Unterredungen, wo sie ihren Stand als Hausmutter vergaß, um die Rolle einer philosophischen Dame zu spielen.

Wir brachten einige Tage bey der Marquisinn Saint Albans zu. Flavicourt wußte es so zu karten, daß man ihn auch einlud, oder vielmehr meine Tante, die sich von ihm nicht trennen konnte, nahm ihn mit. Er spielte ihren Liebhaber, bemächtigte sich ihrer im Saale, und betäubte sie durch sein Geschwätz. Brachte er eine neue, sehr gewagte Meinung auf die Bahn, so unterstützte er sie durch den Beyfall meiner Tante. Ein solches Verfahren hätte bey aufgeklärtern Personen meine Tante herab gesetzt; aber die Marquisinn ließ sich durch die List des Flavicourt nicht täuschen; sie sah ihm auf den Grund, und entdeckte ungeachtet alles seines Possenspieles seinen wahren Endzweck.

Frau von Saint Albans fragte mich um sie, und forschte mich über den Flavicourt aus. Ich antwortete so, daß sie glauben mußte, ich wußte seine Absichten nicht. Sie nahm vermuthlich Anstand, mich davon zu unterrichten.

Man wies mir und meiner Tante ein Zimmer an; meine Tante änderte diese Anordnung und wollte, daß die Kammermädchen bey ihr schliefen, um sie an der Hand zu haben. Man gab nur ein beson-

deres Zimmer, woraus man in das Gemach Flavicourts kommen konnte. Die Thür war auf meiner Seite zu verschlossen; meine Tante sah oder achtete dieses nicht. Nicht also Flavicourt; er bemerkte es, und beschloß, daraus Vortheil zu ziehen.

Einst zogen wir uns Abends frühe zurück. Ich war äußerst verwundert, als ich den Flavicourt herein treten sah. Die Hitze war sehr groß, ich halb nackt und im Begriffe schlafen zu gehen. — Fräulein, sagt' er mir, ich habe Ihnen Dinge von der äußersten Wichtigkeit mitzutheilen; vor Allem kein Geräusch! Ihre Tante ist zornig, auffahrend; sie würde einen entsetzlichen Lärmen im Schlosse machen... Was wollen Sie, mein Herr? sagte ich, und suchte ängstlich der Unordnung meines Anzuges abzuhelfen; ich habe ihnen nichts zu sagen, ich will nichts hören; morgen wollen wir reden.... Nein, nein, anbethungswürdige Justine! hier ging er auf mich zu, und er ergriff meine beyden Hände; es ist nicht mehr Zeit, mich zu verstellen: ich liebe Sie; mißgönnen Sie mir nicht den schwachen Trost es Ihnen zu sagen... Flavicourt warf sich zu meinen Füßen... Ich muß Sie warnen, nicht das mindeste Geräusch zu machen, wenn sie sich nicht unglücklich machen wollen; das kleinste Getöse kann sie verrathen. Welcher Lärmen, welches entsetzliche Aergerniß entstünde daraus! Die Thür ist auf Ihrer Seite zugeschlossen; der Schlüssel steckt; es sind zwey Riegel da. Sie haben keine Entschuldigung. O glauben Sie denn, daß man nicht sieht, daß alle meine Aufmerksamkeiten gegen Ihre Tante nur Sie

zum Gegenstande haben? Das hieße Sie gröblich hintergehen. Die Marquisinn hat sich ziemlich deutlich gegen mich erklärt, und mir zu verstehen gegeben, daß sie mich für einen Thoren halten müßte, wenn ich die Unvorsichtigkeit nicht benützte, die man beging, Ihnen ein Zimmer zu geben, das in das meinige führt. So, meine liebe Justine, handelt man in der Welt; man ist an diese kleinen Spitzbüberenen gewohnt; man lacht darüber, und jede sagt sich selbst: Siehe, wie ich bin erwischt worden! Aber je nachsichtiger man gegen die galanten Schwachheiten schöner Weiber ist, je weniger verzeiht man es denen, die Aufsehen machen. Dieses ist ein öffentlicher Vorwurf für alle andere; auch vergibt man es ihnen nicht, klug zur Unzeit zu seyn. Weit gefehlt, daß sie ihren guten Nahmen retten, verlieren sie ihn vielmehr. Man besteht darauf, sie strafbar zu finden, und außer dem Fehler, nachgegeben zu haben, wirft man ihnen noch die Ungeschicklichkeit vor, daß sie sich in den geheimnißvollen Schleyer der zärtlichen Liebe nicht zu verhüllen verstanden... Ich war beklommen, zitternd, und konnte nicht antworten. — Haben Sie geglaubt, anbethungswürdige Justine, fuhr Flavicourt fort, und küßte mir dabey feurig die Hand, daß es einem armen Sterblichen möglich gewesen wäre, Sie täglich zu sehen, mit Ihnen in der liebenswürdigsten Vertraulichkeit zu leben, und doch nicht den Genuß so vieler Reitze zu verlangen? Habe ich nicht Augen, ein Herz und thätige Sinne? — Sind Sie nicht das schönste, das

verführerischste aller Frauenzimmer? Konnte ich mich selbst so sehr überwinden, und ganze Monathe die unsinnigen Vernunftschlüsse ihrer Tante anhören, wenn ich nicht durch das Vergnügen, Sie immer zu betrachten, gefesselt, nicht durch die Hoffnung, Sie einst zu besitzen, wäre aufgerichtet worden? . . . Ja, bloß meine lebhafte Theilnahme an Ihnen bewegt mich, sie aus der groben Unwissenheit zu reißen, worin man sie schmachten läßt. Ich kann es nicht dulden, daß ihre Tugend in trauriger Einsamkeit und in Beraubung der entzückendsten Freuden verfließen soll. Sie flößen mir eine Art Mitleid ein. Wie? Sie allein, das Meisterstück der Natur, sollen aus einer lächerlichen Zurückhaltung sich jene Vergnügungen versagen, die den größten Reitz des Lebens ausmachen? . . . Bey diesen Worten umarmte mich Flavicourt. . . . Die Beschämung, die Furcht, meine Unschuld selbst, alles hinderte meine Vertheidigung.

Ich zerfloß in Thränen. Flavicourt that sein Aeußerstes, mich zu trösten, und beschäftigte sich die zwey Stunden, die er bey mir zubrachte, meine Zweifel zu zerstreuen. Als er mich ruhiger sah, machte er mich meine nunmehrige Abhängigkeit von ihm einsehen. Er forderte, daß ich mit keiner Mannsperson allein reden sollte; er sagte mir, mein Schicksal sey nun in seiner Hand, mein guter Ruf, meine Versorgung hängen von ihm ab; er liebe mich bis zur Raserey, und wollte es eher auf das Aeußerste ankommen lassen, als mich verlieren. Ihnen müsse ich entsagen, Sie seyen keine anständige Partie für mich;

er werde so eine gute finden, als ich mir verlangen könne; er habe nur meinen Vortheil im Gesichte, und zum Beweise dessen wollte er mich von allen den kindischen Thorheiten befreyen, wovon ich den Kopf noch voll habe, übrigens aber immer fort den Liebhaber meiner Tante spielen. . . . Aber, Justine, hüthen Sie sich das Mindeste auszuschwatzen! Ihre Tante würde in ihrer Wuth die gewaltsamsten Entschlüsse fassen. Das Geringste, was Sie zu befürchten hätten, wäre Zeitlebens in ein Gefängniß gesperrt zu werden.

Flavicourt überhäufte mich mit Liebkosungen, die ich nicht die Kraft hatte, abzulehnen, so sehr hatte er mich erschreckt. Ich brachte den übrigen Theil der Nacht in der größten Unruhe hin. Ungehindert der schlauen Reden des Flavicourt warf mir doch mein Gewissen meinen Fehler vor; ein unwillkührliches, aber schmerzliches, erniedrigendes Gefühl bemächtigte sich meiner. Ich sah, was ich hätte thun sollen, thun können, meinen Untergang zu vermeiden. Sie kamen mir wieder in das Gedächtniß zurück, Saint Flour . . . Entsetzlicher Gedanke! Ach, ich bin Ihrer unwürdig!

Aber welche Beschämung, als ich vor Flavicourt erscheinen mußte! Meine Schande stand auf meiner Stirn geschrieben; ich getraute mir nicht die Augen aufzuschlagen; beynahe wäre ich ohnmächtig geworden, als ich in den Gesellschaftssaal trat. Meine Knie wankten unter mir. Flavicourt sprang herbey. — Wollen Sie, daß alle Welt sie enträthsele? sagte er mir in einem harten Tone; seyn Sie doch kein

Kind! Er konnte kaum seine Freude verbergen; seine Augen folgten jeder meiner Bewegungen. Man sah es, daß er ein Recht über meine Person erlanget habe. Die Marquisinn Saint Albans, der dieser neue Ton auffiel, sah den Flavicourt mit zweifelnder Miene an. Flavicourt nahete sich ihr, und sagte ihr einige Worte in das Ohr. Ich dachte, sie sprächen von mir; die Röthe stieg mir ins Gesicht. Zum Glück war diese Dame so beschäftiget mit Wirken, daß sie nicht den Kopf zu mir hinwandte.

Flavicourt nahm seine Maßregeln, mich oft heimlich zu besuchen. Er nützte diese Besuche, um mich ganz abhängig von seinem Willen zu machen. Er sagte mir, daß ich nun ganz ihm überlassen, und mir nichts übrig sey, als Sorge zu tragen, ihn zu schonen, ihm zu gefallen; kein Mann würde mich mehr ansehen, wenn er argwohnte, was zwischen uns vorgefallen sey; ich könnte auf seine Verschwiegenheit rechnen, aber wenn ich ihm untreu wäre, so stünde er für nichts; um meine Versorgung sollte ich mich nicht kümmern: Das übernehme ich, liebe Justine; ich habe einen reichen Mann von Stande für Sie im Anschlage, der Sie gewiß ganz glücklich machen wird. Sie werden mir noch einst danken, daß ich Sie vor Ihnen selbst gerettet habe; Sie hätten sich einem närrischen Verständnisse aufgeopfert, und von ihrem eigenen Herzen so sehr anführen lassen, daß Sie einen jungen Menschen ohne Vermögen geheirathet hätten, der Sie nach sechs Monathen satt gewesen wäre, und sie bald vernachlässigt hätte, mit Dirnen zu leben. Statt dessen öffnet sich Ihnen jetzt

die glänzendste Laufbahn. Sie werden alle Vergnügungen der Liebe genießen, und zugleich, wenn Sie sich klug betragen, alle Achtung der Tugend; Sie werden in Paris mitten in Festen und in der großen Welt leben; Sie werden unter Liebhabern auswählen können. Was nur Liebenswürdiges am Hofe und in der Stadt ist, wird sich um die Wette bestreben, das Glück zu haben, Ihnen zu gefallen. So bald Sie verheirathet sind, gebe ich Ihnen Ihre Freyheit wieder. Weit entfernt, Sie zu zwingen, werde ich vielmehr der Erste seyn, der Ihre Wahl leitet, der Ihnen die Mittel erleichtert, sich Ihrem Hange zu überlassen, ohne sich in Gefahr zu setzen, nur zu glücklich, wenn Sie mich der Ehre würdigen, mich als einen Freund anzusehen und mir etwas schuldig zu seyn glauben.

Ich sagte kein Wort, und weinte bitterlich. Flavicourt sah, daß diese prächtigen Hoffnungen mich nicht über den Verlust trösteten, den ich erlitten hatte; er that nicht deßgleichen, als merkte er es, und machte aus, daß ich ihm täglich schreiben sollte. Das war eine neue Art sich meiner zu versichern. Ich durfte es ihm nicht abschlagen; ich sah mich nun einmahl in seine Bande verstrickt. Ob ich ihn gleich im Grunde des Herzens verabscheute, so fürchtete ich doch ihn aufzubringen, und erkannte zu spät, daß er unumschränkter Herr meines guten Nahmens sey.

Flavicourt, mich noch mehr an den Lebensplan zu fesseln, den er entworfen hatte, suchte die Liebe zu Pracht und Reichthum in mir zu erwecken. Er lobte die Zierlichkeit meines Putzes, und bedauerte

mich, daß ich mich dem so natürlichen Hange, mich schön zu kleiden, so wenig überlassen konnte. Wenn Sie nach Paris kommen, sagte er mir, so werden Sie alle Weiber verdunkeln. Sie haben das entschiedenste Talent zum Forte-Piano; nie habe ich eine süßere wohlklingendere Stimme, nie eine Stimme gehört, die besser an das Herz ginge; Sie werden es nicht nur allen Musik-Liebhabern zuvor thun, sondern sogar den berühmtesten Sängerinnen.... Welche Zufriedenheit für mich, meine liebe Justine, setzte er hinzu und umarmte mich, wenn ich sehe, daß Sie der Gegenstand der Wünsche, der Sehnsucht, der Bewunderung einer so ungeheuern Stadt sind; wenn ich höre, daß man überall Ihre Schönheit, Ihren Geist, Ihre Anmuth, Ihre Talente preiset; wenn ich weiß, daß man Sie feyert, suchet, Ihnen überall nachläuft! Dann, ja dann werde ich mein Werk genießen, und unbemerkt in der Menge mir selbst leise sagen, mir verdankt sie ihre Ehre und ihr Glück.

Dieser schlaue Mensch berauschte mich durch Lobeserhebungen. Da er mein Herz nicht ins Spiel bringen konnte, brachte er meine Eitelkeit ins Spiel. Um dasjenige, was er Vorurtheile der Kindheit nannte, ganz zu zerstören, lieh er mir Bücher gegen die Religion und andere Schriften, welche ich mich schämte zu nennen, wiewohl ich mich nicht schäme, sie zu lesen, höchst verderbliche Werke, die Früchte einer strafbaren Aufwallung der Leidenschaften. Ein schönes Weib, sagte mir Flavicourt, muß ein Bißchen Philosophie haben; das ist der jetzige Ton. Wenn man, wie Sie, dazu gemacht ist, groß in

allen Dingen zu seyn, so muß man nichts vernachlässigen, was einen berühmt machen kann.... Durch diese und andere Mittel, welche aus einander zu setzen ich erröthen würde, brachte Flavicourt es in kurzer Zeit dahin, mein Herz, meinen Verstand und meinen Willen so sehr zu verderben, daß ich, ich gestehe es zu meiner Schande, das Gute nicht mehr will, ja nicht einmahl wünsche es zu wollen.

O Sie, den ich so zärtlich geliebt habe, den ich noch mehr liebe als mich selbst, ist es wahr, daß es keine Tugend gibt? daß die Religion nur von Menschen erfunden, nur von der Politik entworfen und alles nur die Wirkung einer blinden Nothwendigkeit ist? daß, wenn ja ein Gott seyn soll, er sich nichts um uns bekümmert, und nach dem Tod weder Strafen, noch Belohnungen auf uns warten? daß Schmerz und Vergnügen das einzige Gesetz für lebende Wesen sind? Ist es wahr, daß Sie selbst nicht an die Tugend glauben, deren Stimme Sie doch so mächtig im Innersten meines Herzens erschallen machten? daß diese erhabenen Reden von der Gottheit, von der Vorsicht nur Fallstricke waren, die Sie meiner Leichtgläubigkeit legten, nur ein Mittel sich meiner zu versichern? daß Sie bey andern Weibern eine andere Sprache führen? Dieses alles untersteht man sich mir zu sagen. Reden Sie, muß ich aufhören Sie hoch zu achten? — Werde ich sehen das Ideal der Vollkommenheit verschwinden, worin Sie vor meinen Augen, wie ein sichtbarer Gott, da standen? Gibt es nichts als Ungeheuer auf Erden?... Wenn man mich getäuscht hat, wenn dieses abscheuliche Sy-

stem falsch ist, o wie sehr bin ich zu beklagen!. . . Ist es aber wahr, — süße Täuschungen der Liebe und der Tugend, angenehme Chimären eines unschuldigen fühlenden Herzens, ihr seyd auf ewig dahin! Die Welt flößt mir nur Ekel ein; ich bin in meinen eigenen Augen nur ein Gegenstand des Abscheues.

Neun und zwanzigster Brief.

Nein, Unglückliche, die Tugend ist keine eitle Chimäre. Das peinliche, niederdrückende Gefühl Ihres Fehlers beweiset Ihnen, wie Unrecht Sie thaten. . . . Wenn man einmahl die Tugend gekannt, wenn man sie geliebt hat, so erlöscht ihr Andenken nicht mehr. Einst vielleicht herab gesunken zu den niedrigen Creaturen, der Schande Ihres Geschlechts, werden Sie es dahin bringen. . . . Aber Ihre Seele, für einen solchen Stand von Niederträchtigkeit und Schande nicht gemacht, wird nie im Laster jenen unglücklichen Frieden genießen, jenes fürchterliche schreckliche Siegel der Rache eines gerechten und langmüthigen Gottes. —

Sie fragen mich, ob es eine Tugend gebe. . . . Ihr Gewissen macht Ihnen Vorwürfe über diesen strafbaren Zweifel. Vergebens fliehen Sie sich selbst; die fürchterliche Tugend, mit der Fackel der Reue bewaffnet, bringt eine schreckliche Klarheit in die düstere Nacht, welche Sie umringet. . . . Die Tugend — sie verschönerte Ihre Züge, sie glänzte in Ihren Augen — noch glaube ich zu hören, wie sie durch ihren Mund zu mir redet, wie sie mich von

ihren heiligen Entzückungen trunken macht. . . . Ja, sie hatte sich mit dieser Engelsgestalt bekleidet, um sich den Menschen in ihrer ganzen Schönheit zu zeigen. . . . Unglückliche, Sie haben dieses glorreiche Modell entheiligt.

Verzeihung, meine Justine, diesen schrecklichen Lästerungen! . . . Ich weiß nicht, was ich thue oder was ich rede. . . . . Wie? der Elende, der dich gemordet hat, sollte seines Triumphes genießen? Nein! sollte ich mich sammt ihm in die fürchterlichen Wohnungen des Lasters und der Reue hinab stürzen. . . . Wie er dich erniedriget hat! Diese Kothseele getraute sich nicht dich im himmlischen Glanze zu betrachten, worin du in meinen Augen strahltest. . . . Ach! er hätte dich geehret. Aber er sah nur den Gegenstand einer groben Begierlichkeit, nur ganz fleischliches Wesen in dir. Du mußtest bedeckt seyn mit aller Schande des Lasters — dann erst hat er dich erkannt und geliebt.

Ihren Brief werde ich nicht beantworten; in Wahrheit, ich kann es nicht. Welche Unvorsichtigkeit! wie wenig hat sein Triumph dem Elenden gekostet! . . . Keine Entschuldigung! Ihre Offenherzigkeit selbst ist ein neuer Fehler. Wie sehr betrogen Sie sich, unsinniges Mädchen!

Dreyßigster Brief.

Justine an St. Flour.

Reisen Sie fort, oder fürchten Sie meine Verzweiflung. Ich habe eben einen Streit mit Flavicourt ge-

habt. Ich habe meine Briefe zurück gefordert; er hat sie mir versagt. Ich bin darauf bestanden; er hat mir Bitterkeiten gesagt. Ich habe ihn hierauf mit all der Verachtung behandelt, die er verdient. . . . Keinen Augenblick Ruhe! . . . Meine Tante hat gefragt, warum Sie nicht mehr ins Haus kämen. . . . Ich bin in beständiger Angst, ich habe den Flavicourt dahin bringen wollen, B*** zu verlassen; er hat mir mit vielem Stolze geantwortet, daß er sich nicht entfernen würde, so lange Sie hier wären. Ich erwiederte in einem Augenblicke von Ungeduld: Mein Herr, ich sage es Ihnen bloß ihrentwegen; ich fürchte ein Unglück. Flavicourt ward blaß. — Haben Sie mit Herrn von Saint Flour gesprochen? erwiederte er stotternd. Ich antwortete, daß Sie sehr wider ihn eingenommen wären; daß Sie ihn anklagten, er schade Ihnen bey meinen Verwandten. Hierauf hat er sich ein wenig gefaßt, und einen zuversichtlichen Ton angenommen. Es ist der verächtlichste Mensch. Ich habe durch seine prahlenden Reden durchgesehen und deutlich erkannt, daß er eine Memme ist. Indessen hat er mir doch versprochen B*** in vierzehn Tagen zu verlassen. . . . Sehen Sie Urlaub zu bekommen; der Gedanke, Sie hier zu wissen, tödtet mich.

Welchen Brief haben Sie mir geschrieben! Wenn ich unter die Verworfensten meines Geschlechts gehörte, so hätten Sie mich nicht mit mehr Härte behandeln können. Was hätte es Sie denn gekostet, einen mitleidigen Blick auf mich zu werfen? Ich werde Sie noch vor Ihrer Abreise sehen.

Ein und dreyßigster Brief.

Ich habe meinen Abschied erhalten. Der Chirurgus hat dem Herzoge von * * * gesagt, ich müßte die Luft meines Vaterlandes einhauchen; sonst könnte ich nicht gesund werden. Dieser Herr hat mir erlaubt nach der Musterung fortzureisen. Hören Sie auf mich zu quälen. Ich habe nur vierzehn Tage in B * * * zuzubringen; dann sind Sie frey, und haben nichts mehr zu fürchten. Wenn Sie mich suchen wollen, so muß es den 21. oder 22. geschehen. Ich habe gesucht Sie zu kränken, sagen Sie. — Sie thun mir Unrecht. Seyn Sie glücklich, wenn Sie können; ich allein muß leiden.

Zwey und zwanzigster Brief.

Welcher Unterschied zwischen meiner jetzigen Lage und derjenigen, als Justine mich das erste Mahl bestellt hatte. Trunken von Freude und Hoffnung sah ich die schmeichelhafteste Aussicht vor mir. — Joseph, der Schleyer ist herab gefallen, das Bild des Glückes verschwunden; nichts ist geblieben als das niederdrückende Gewicht des Schmerzens über meinen Verlust. Justine, bleich, abgemattet, scheint sich nur mit Thränen genährt zu haben. Ich nahe mich ihr, ich versuche zu reden, und kann kein Wort hervor bringen. Ich werfe mich in einen Lehnstuhl, hundert tausend marternde Gedanken stellen sich meinem Geiste dar; ich weine wie ein Kind.

Grausamer, sagte mir Justine mit einer leidenschaftlichen Geberde, sind Sie hierher gekommen,

mir durch den Anblick ihres Schmerzens das Herz zu zerreißen? Sie sank zu meinen Füßen, und streckte gegen mich ihre bittenden Arme aus. — O mein lieber Carl, einziger Gegenstand meiner Liebe, sieh deine Geliebte kniend vor dir; höre die Unglückliche, die dich verrathen hat; stoße sie nicht mit Verachtung von dir. Nimm mein Leben zur Tilgung meines Fehlers. Ich gebe mich dir ganz hin. So beschwerlich, so verächtlich auch das seyn mag, was du mir auferlegst, ich unterwerfe mich. Befiehl, und ich bin deine Geliebte, deine Sclavinn, deine Mitschuldige, wenn es seyn muß; nur sage mir, daß du mich nicht hassest.

Stehen Sie auf, Justine; ich kann diese unwürdigen Reden nicht hören. . . . Meine Kräfte verlassen mich. — Ich sinke ohne Bewußtseyn auf den Boden hinab. — Als ich den Gebrauch meiner Sinne wieder erlangte, finde ich mich in Justinens Armen, den Kopf auf ihren Knien gestützt, das Gesicht in ihren Thränen gebadet. Ich lasse sie sich setzen, und fasse ihre Hände. — Ich bin kein Barbar, meine Justine; ich habe grausam gelitten. Justine sieht mich mit einem Blicke, worin zugleich Erstaunen und Mitleid waren, und wendet das Gesicht weg. — Wie du dich verändert hast! Ach Carl, ich kann deinen Anblick nicht aushalten. . . . Ich habe gethan, was Sie wollen, Justine; wenn mir harte Ausdrücke entschlüpft sind, so verzeihen Sie dieselben einer augenblicklichen Trunkenheit und der schrecklichsten Verzweiflung. Ich habe alles verloren; mein moralisches Leben ist aus. Ach, wollte ich auch

zu deinen Augen die verhaßte Beschuldigung deines niederträchtigen Verführers bestätigen, die heiligen Rechte der Tugend verrathen, und deine Liebe benutzen; wäre es dann wohl Justine, deren ich genöße, dieses reitzende Mädchen, geziert mit aller Anmuth des Körpers, mit allen Vollkommenheiten der Seele. Nein, ich würde dich erniedrigen, und nur noch elender seyn. Vergebens wollte ich in dir jenes Bild des Schönen betrachten, an dessen Feuer mein Verlangen sich reinigen, und jede gute Empfindung sich entflammen könnte. Du bist nur ein Weib mehr; einst warst du eine Gottheit. Wenn ich dich in den Armen hielte, so würde ich dich in dir selbst suchen; je länger ich dich besäße, je mehr würde ich deinen Untergang beseufzen. So straft die Tugend diejenigen, welche sie beleidigen. Niemahls siehet man sie mit so vielen Reitzen glänzen, als wenn man das Unglück gehabt hat, sie zu verlassen. Aber tröste dich: immer wirst du unumschränkt meine Seele beherrschen, immer werde ich jene reine, rührende Justine, jene Justine anbethen, die ich zuerst liebte. Das theure Andenken der, ach! zu kurzen Augenblicke, die ich mit ihr zugebracht habe, der unschuldigen Freuden, der zärtlichen Ergießungen unserer Herzen wird nie aus meinem Gedächtnisse kommen; dieses ist das einzige Gut, was mir übrig bleibt; dieses ist die ewige Nahrung meiner Liebe, die nur mit meinem Leben endigen wird.

Nein, ich werde dieses glorreiche Ideal nicht entheiligen. Möge es am letzten meiner Tage wider mich aufstehen, wenn ich etwas thue, was der edlen Ent=

zückungen unwürdig ist, in die es mich versetzt. . . . Es ist also richtig, rief Justine in einem Tone, der mich mit Schrecken erfüllte, du gehest fort, du verläßt mich. Wie? Carl, du hast den Muth dazu? . . . Aber ich lasse mir Gerechtigkeit widerfahren; ich bin deiner unwerth. Kann ich, eine verächtliche Sclavinn meiner Sinne, mich auf mich selbst verlassen? Wie kann ich mir schmeicheln, jetzt stärker zu seyn, da mein Wille verkehrt ist, als ich es war, da ich noch meine Unschuld hatte? — Du liebtest mich, als ich tugendhaft war. — Ich habe, das fühle ich wohl, meinen größten Reitz in deinen Augen verloren. — Carl, die Tugend sey, wie vorhin, das Band, das uns vereinige! Da ich sie in mir nicht lieben kann, so wird sie mir künftig in dir theuer seyn. Deine Seele ist der Tempel, den ich ihr weihe; ich werde dich wie einen Gott betrachten.

Ich faßte beyde Hände Justinens. Ich drückte sie in den meinigen. Wir schwiegen stille. Ihr Kopf senkte sich auf ihren Busen, ihre Thränen überschwemmten ihr Gesicht. Plötzlich von einer gähen, unwillkührlichen Regung hingerissen, hebe ich Justinen in meinen Armen auf, und hefte auf sie einen Blick der Liebe und der Verzweiflung. O meine Justine, noch ein Mahl muß ich dich sehen, noch ein Mahl dieses bezaubernde Gesicht betrachten, und daraus unversiegende Erinnerungen schöpfen. . . . Lange konnte ich die Menge verschiedener Empfindungen, die mich bestürmten, nicht aushalten; ich riß mich von Justinen los, und eilte hastig hinweg. Der erste Gegenstand, der mir in die Augen fällt, ist Flavicourt.

Er stand in einem Gewölbe, und wollte sich verbergen; ich gehe auf ihn zu. — Was machen Sie hier? kommen Sie her mich auszuspioniren? Folgen Sie mir, ich will Sie unterrichten. Ich ziehe den Flavicourt mit; in meinen Augen brannte Rache. — Ja, Niederträchtiger, Justine ist in diesem Hause; ich gehe eben von ihr heraus. — Ich weiß alles! Ich würde Ihnen einen Dolch in das Herz stoßen, wenn Sie den Zweykampf ausschlügen. Flavicourt stotterte. Ich war zu sehr außer mir, um ihn zu hören; ich hielt ihn bey dem Arme, als hätte ich gefürchtet, er entkomme mir. Wir erreichten ein abgelegenes Ort an dem Flusse.

Nun legte ich die Hand an den Degen. — Fliehen können Sie nicht; denken Sie daran, sich zu vertheidigen. Flavicourt zieht den Degen; der Kampf dauert nicht lange. Ich stoße ihn durch und durch; er fällt. Der Anblick seines Blutes vermindert meine Wuth nicht; er vermehrt sie vielmehr, wenn es möglich ist; ich sehe es mit einer Gattung Wollust fließen. — Elender! rief ich mit einem tiefen Seufzer, wenn ich dir hundert Leben nähme, so wäre ich nicht gerächet. Ich höre nur meine Wuth, und ohne mich darum zu kümmern, ob Flavicourt todt sey, schleppe ich ihn zum Wasser hin, und werfe ihn hinein. Er gehet wie eine Masse von Bley sogleich unter; ich denke gar nicht daran, daß man mich erkennen könnte. Indessen blicke ich doch rings um mich, und da ich niemanden entdecke, kehre ich zurück nach Hause . . . O Joseph, wohin führen uns unglückliche Leidenschaften! Jetzt bin ich bey

kaltem Blute, und finde, daß ich barbarisch gehandelt habe!

Drey und dreyßigster Brief.

Ich berichte Justinen, was vorgegangen ist, damit sie nicht aus Unwissenheit etwas von dem Geheimnisse ausbringe. Ich sage ihr, sie soll nicht unruhig seyn; diese unglückliche Begebenheit würde bald in tiefe Vergessenheit begraben werden.

Ich sehe Sie, setzte ich hinzu, mit Vergnügen sehe ich Sie aus der schimpflichen Sclaverey, in welche Sie dieser Elende gebracht hat, befreyet. Sie können glücklich, vernünftig und in Ehren leben; ich allein bin zu beklagen.

Ich werde morgen Abschied bey der Frau von Thouvenelle nehmen; diese Visite wird allen Verdacht vernichten.

Ich komme von der Frau von Thouvenelle. Sie fand mich erstaunlich verändert. Ich sagte, die Aerzte hätten mir die Eselmilch-Cur verordnet, und ich würde in zwey Tagen abreisen. — Nie, gnädige Frau, werde ich die gütige Aufnahme vergessen, deren Sie mich würdigten. Justine hatte sehr rothe Augen, und ich war in einer zu gewaltigen Bewegung. Ich stand auf, ergriff die Hand der Frau von Thouvenelle, und küßte sie, ja, ich konnte mich sogar nicht zurück halten, sie nicht mit Thränen zu benetzen. Frau von Thouvenelle schien nicht unempfindlich bey diesem Zeichen der Anhänglichkeit. — Ich hoffe, mein Herr, wir sehen uns den näch-

sten Winter. Sie sind jung, Sie werden sich wieder erhohlen. Frau von Thouvenelle umarmte mich. Indem ich durch den Hof ging, sah ich auf das Fenster hinauf, und bemerkte Justinen durch das Glas; sie hatte ihr Schnupftuch in der Hand. Ich verließ dieses Haus, Joseph, es nie wieder zu betreten.

Vier und dreyßigster Brief.

Ich mag den Ort verändern, wie ich will, der nagende Wurm ist in mir, das Bild Justinens verfolgt mich. Wie geschieht es, daß mein Daseyn an das Daseyn dieses Mädchens gebunden ist? — Meine Schwester bedauert mich; sie kann mich nicht ansehen, ohne Thränen zu vergießen. Ist es nicht mein Stolz, mein thörichter Stolz, der mich unglücklich macht? Justine hat einen Fehler begangen... Ist sie aber deßhalb weniger schön, weniger sanft, weniger geistreich, weniger gemacht den Zweck zu erfüllen, wozu die Natur sie bestimmt. Wenn ihre unselige Unvorsichtigkeit, die ich tausend Mahl verwünsche, mir nicht das fürchterliche Geheimniß entdeckt hätte, so wäre ich glücklich mit ihr gewesen — ja, weil ich in meinen eigenen Augen nicht verächtlich geworden wäre... Gesetzt, Justine hätte in einer mit Sturm eingenommenen Stadt als ein Opfer der viehischen Lust eines Soldaten ihre Ehre verloren, ohne ihre Unschuld zu verlieren... Komm mit mir, wollte ich ihr sagen. Weg aus einer ungerechten Welt, die nur nach dem Scheine urtheilt! Du bist immer

dieselbe; dieser leichte Flecken ist ein neues Band, welches deine Tugend befestiget. Aber die verführte, die erniedrigte Justine. — Joseph, es ist nicht um das Physische, sondern um das Moralische einer Person zu thun... Ist es nicht nothwendig, daß ich meine Frau hochschätze, und sie keiner Schwachheit fähig glaube?... Die Gesetze sind weise; sie fließen, das fühle ich, aus dem allgemeinen Grunde der Dinge.

Wenn ich glaubte, Justine könnte sich selbst schätzen!... Sie hat es mir gesagt, ihr Wille sey verkehrt — ihr Wille! Dieses ist das ganze Wesen; der Rest ist nur ein Organ des wollenden Ich.... Elender Flavicourt, wenn ein junger Mensch und ein junges Mädchen, durch eine gewaltsame Leidenschaft dahin gerissen, sich einen Augenblick vergessen; so verführen sie einander nicht, und sind nach dieser kurzen Vergehung nicht weniger werth als vorher... Für wie viele junge Mädchen ist die erste Unvorsichtigkeit eine nützliche Lehre, welche sie nöthiget, desto sorgfältiger auf sich selbst Acht zu haben, und ihnen den Werth der Tugend besser zu kennen gibt?... Nicht also ist es bey einer angelegten Verführung. Gleich einem Minierer untergräbt der Verführer die Grundsätze; nur auf den Untergang aller Tugenden gründet er die Erreichung seiner Endzwecke. Er fängt an einzureißen, und wenn sich nichts mehr seinen verderblichen Absichten in den Weg stellt, so zeigt er sich, und triumphiret. Er triumphiret, oder vielmehr das Laster, dessen Organ er ist. Er macht verächtlich, er erniedriget, er veranlasset einen neuen Fall. Das elende

Opfer hat schon den höchsten Grad der Verderbtheit erreicht.

Aber die Liebe ist eine Wirkung des gesellschaftlichen Lebens. — Wie? gibt es keine Wahl, gibt es nicht idealische, von physischen Bedürfnissen unabhängige Forderungen? Vergebens würde ich Justinen besitzen. Mein Glück ist nicht mehr in ihr. Wenn an die Stelle der Gemüthsbewegung die Ruhe, an die Stelle der Schwärmerey die Vernunft, an die Stelle des Sinnenrausches die zärtlichen Ergießungen des Herzens kommen sollten; so würde der Gedanke, der schreckliche Gedanke an die verführte, erniedrigte Justine all mein Vergnügen vergiften.... Indessen haben unsere Körper noch immer dieselben Verhältnisse; aber unsern Seelen fehlt die Identität des Wesens, wodurch eine sich der andern entgegen schwang. Justine kann glücklich seyn durch mich; ich bin noch so, wie sie mich dachte. Aber ich kann nicht glücklich seyn durch sie. Umsonst würden wir uns vereinigen; es gibt einen gewissen Punct, wo sich unsere Seelen nicht berühren könnten.... Joseph, das häßliche Laster entheiligt und befleckt das Bild des schönen Ideals, welches den mächtigsten Zauber der Liebe ausmachet.

Was für ein süßer Irrthum ist mir genommen worden. Das Weltall hat kein Leben, die Natur keine Farben mehr für mich. Sie ahmet die traurige Einförmigkeit der Gräber nach. Was ist künftig mein Daseyn? Eine traurige Folge von Tagen, von Stunden.... Ich will reisen; die Veränderung des Ortes, versichert man mir, wird meine

Leiden lindern . . . Meine Augen werden sehen, meine Beine sich bewegen, meine Ohren hören. Vielleicht wird irgend ein sinnliches Gefühl bis zu mir bringen. Dann, gleich dem Unglücklichen, der in einem finstern Kerker eingesperrt ist, wenn nur sein Auge einen schwachen Lichtstrahl erhaschet, werde ich das Haupt empor heben und sagen: Ich fühle mein Daseyn.

Ich reise die nächste Woche, und fange mit den mittaglichen Provinzen Frankreichs an. Meine Briefe werden lang oder kurz seyn, je nachdem ich dazu aufgelegt bin.

Acht und dreyßigster Brief.

Welche erstaunliche Veränderung! Ich bin nicht mehr derselbe. Kaum bin ich in die Bahn getreten, so ist mein Lauf schon geendet. Ich lebe auf ein Gerathewohl hin. Kein Zusammenhang ist mehr zwischen meinem jetzigen und meinem künftigen Daseyn, jeder Tag einzeln ohne ein Morgen. Ich hoffte, die Reise werde den schwarzen Kummer zerstreuen, der mich naget; aber die Gegenstände nehmen den Anstrich meiner Seele. Alles, was sich meinen Augen darbiethet, ist ein erbarmenswürdiger Anblick. Indem man die Provinzen durchreiset, gehet man über Ruinen. Ich sehe die Leichen jener alten, von unsern Vätern bewohnten Schlösser nicht, ohne ein schmerzliches Gefühl, ein Gefühl, das aus dem Andenken an ein für mich verlorenes Glück entspringet. Diese Männer, voll edler Einfalt und weit

über die kindische Eitelkeit erhaben, die uns zu Sclaven der Hofgunst machet, führten auf ihren Gütern ein freyes, unabhängiges Leben, ein wahres Menschenleben, und brachten ihre Tage mitten unter ihren Unterthanen, frey von den Verdrießlichkeiten zu, welche die Einbildung der Menschen sich erkünstelt.

Ich denke mich in diese entfernten Zeiten; ich gehe in diese Schlösser. Diese wackern Edelleute empfangen mich mit jener offenherzigen Gastfreyheit, welche die gegängelte Höflichkeit vergebens nachzuahmen strebet. Die Freude, die Gefährtinn des Ueberflusses, sitzt bey ihrer Tafel. Die thörichten Verschwendungen einer verderblichen Pracht nöthigen sie nicht zu berechnen, wie viel es kostet, einen Menschen zu ernähren. Korn, Wein, Fleisch gelten nur wenig, sind also nur in so fern geschätzt, als sie dazu dienen, viele Menschen zu nähren. Daher diese erstaunliche Bevölkerung, die unsere philosophischen Calculatoren läugnen, weil sie nach dem, was wirklich ist, sie nicht begreifen können.

Aber unsere guten Ahnen theilten aus einem nicht kostbaren Wohlwollen mit ihren Unterthanen die Früchte jener Güter, die man ihnen noch immer zu mißgönnen scheint. Ihre Weiber, keusch, fruchtbar, mit ihrem Hauswesen beschäftigt, fanden in den süßen Pflichten der Gattinn, der Mutter eine Zufriedenheit, welche unsere zierlichen Damen, die immer voll langer Weile, immer außer sich selbst sind, in ihren rauschenden Vergnügun-

gen, in ihren stürmischen Freuden nicht finden können . . . .
. . . .
Adieu, Joseph! Das bittere, immer auflebende Gefühl dessen, was ich verloren habe, liegt schwerer auf meinem Herzen als je. Eine vollkommene Muthlosigkeit bemächtigt sich meiner; ich kann mir nichts denken, warum es der Mühe werth wäre, daß ich leben sollte . . . Nein! ich irre; ich hänge noch an dir und an meiner zärtlichen liebenswürdigen Schwester, ja ich hänge noch mehr an euch, als da ich, in eine thörichte Leidenschaft vertieft, der Sclave eines fremden Willens war.

Indessen Saint Flour in der weiten Welt herum schwärmte, ward Justine, ohne von ihrem Geburtsorte zu kommen, manchem Wechsel des Schicksals ausgesetzt. Die Verbindungen ihres Vaters mit der Familie der Marschallinn von *** nöthigten ihn einen Besuch in Saumerive abzustatten. Hier errichtete sie eine Freundschaft mit der jungen Marquisinn von ***, welche sie in ein Liebesverständniß mit dem Bruder der Marquisinn, dem Herzoge von Casane, brachte. Dieser, um sie in Paris zu besitzen, verheirathete sie mit einem reichen Manne, der aber übrigens nicht dazu gemacht war, das Herz eines jungen Frauenzimmers zu behaupten; auch ließ er ihr vollkommene Freyheit, nach ihrem Sinne zu leben. Aber die Kränkungen, die sie von der Gemahlinn des Herzogs auszustehen hatte, und die

treulosen Intriguen eines angeblichen Freundes dieses Herrn hatten diese Verbindung vernichtet. Sie that Verzicht auf die Galanterie, und setzte ihr ganzes Glück in die Hochachtung ihres Gemahls. Was den Saint Flour betrifft, so waren seine Reisen ein schwaches Mittel ihn von seiner unseligen Leidenschaft zu heilen. Ueberall schleppte er ihr Bild mit sich, das in sein Herz gegraben war. Da er merkte, wie wenig ihm seine Reisen nützten, faßte er den Entschluß, in sein Vaterland zurück zu kehren. Sollen wir es sagen? (ja; denn hat man seine Seele jemahls einer Leidenschaft geöffnet, so erlischt nach und nach das Ehrgefühl,) Saint Flour war entschlossen, Justinen zu heirathen; aber er hörte, daß sie eben dem Alinval die Hand gegeben habe. Diese Nachricht schlug ihn vollends nieder. Zu dem Schmerzen, sie verloren zu haben, kam noch die entsetzliche Marter, sie in der Macht eines Andern zu wissen.

Saint Flour reisete von München den 10. Junius 178* ab. Er fühlte, als er über Frankreichs Gränze kam, ein heimliches Gemisch von Freude und Schmerzen. Der Anblick seines Vaterlandes, das so süße Andenken an die unschuldigen Freuden seiner Jugend, das Bild Justinens, schöner und reitzender als jemahls, die heimliche Hoffnung, noch von ihr geliebt zu seyn, so viele glückliche Tage im Schooße seiner Familie unter seinen Mitbürgern verlebt — O, wie sollte auch dem Menschen die Liebe seines Vaterlandes nicht immer theuer bleiben? Es

ist einiger Weise die verlängerte Liebe seines eigenen Daseyns.

Saint Flour hoffte, daß sein Geschmack an der Einsamkeit ihm den Aufenthalt in seinem Schlosse angenehm machen würde. Er hatte schon voraus den Entwurf zu einer Menge ländlicher Beschäftigungen gemacht; aber die Liebe verderbt, wie ein zerstörendes Gift, die gesundeste Nahrung. Kaum war Saint Flour vierzehn Tage in Valerive, so ward ihm dieses Haus unerträglich. Er brachte seine Geschäfte in Ordnung, und ging nach Paris. Je näher Saint Flour der Stadt kam, worin Justine wohnte, je schwerer lag ihm das Gefühl seines Verlustes auf dem Herzen. Das Bedürfniß, Justinen zu sehen, wurde sogar so dringend, daß er alle Macht seiner Vernunft nöthig hatte, nicht am Abende seiner Ankunft hinzugehen. Er fragte nach ihrer Wohnung, und schrieb ihr dieses Billett.

»Einer ihrer alten Freunde, gnädige Frau, der heute in dieser Stadt ankam, bittet um die Erlaubniß, Ihnen morgen aufwarten zu dürfen. Versagen Sie ihm nicht das Vergnügen, sie von den ehrfurchtsvollen Gesinnungen zu versichern, die er Ihnen lebenslang weihet."

Saint Flour, ruhiger, nachdem er dieses Billett weggeschickt hatte, stellte sich an das Fenster, und erwartete die Zurückkunft des Bothen mit der äußersten Ungeduld.

Endlich sieht er ihn, und läuft ihm entgegen. — Hast du eine Antwort? Nein: die gnädige Frau

ist aus. Ich habe ihren Brief einer Kammerjungfer gegeben; sie versicherte, die gnädige Frau würde ihn Abends erhalten. Saint Flour geht traurig in sein Zimmer hinauf: da er aber die Menge stürmischer Ideen, wovon eine an die andere stieß, nicht ertragen konnte, ging er aus, ohne recht zu wissen, wohin. Als er auf der Straße war, sah er um sich her. Paris, diese ungeheure Stadt, scheint ihm eine Wüste; Justine allein bewohnt sie für ihn. Ich will in die Oper, sagte er; der Reitz der Musik wird die Aufwallungen meines Blutes stillen.... Wer weiß, finde ich nicht Justinen dort. Dieser Einfall bestimmet ihn; er gehet hastig hin. Beym Eintritte in den Saal durchläuft er ihn mit seinen Augen; er sieht nicht diejenige, die er suchet. Indessen, gewiegt von der Hoffnung, sie könnte doch leicht kommen, schlägt ihm das Herz, so oft er eine Loge öffnen hört. Er merket bald, daß er nichts mehr von diesem chimärischen Plane zu erwarten hat: er ist versucht, das Schauspiel zu verlassen, auf den Straßen herum zu irren, und Justinen zu suchen... Des andern Morgens stellt ihm ein Bedienter diesen Brief zu. Saint Flour öffnet ihn zitternd.

Billett Justinens an St. Flour.

»Zweifeln Sie einen Augenblick, mein liebenswürdiger Freund, daß ich Sie nicht mit dem größten Vergnügen wieder sehen werde? Wenn man

einmahl so zärtlich vereinigt war, kann man dann wohl aufhören sich für einander zu interessiren. Sie haben immer zu meinem Glücke gefehlt. Wie viele Dinge habe ich Ihnen zu sagen, wie viele zu hören!"

Saint Flour überlas zwanzig Mahl diesen Brief. Justine liebt mich! ruft er aus; ich war ungerecht, sie hat mich nicht vergessen. Wenn die Liebe uns unglücklich gemacht hat, so wird nun die Freundschaft uns ihre süßesten Freuden gewähren. Saint Flour gehet in Alinvals Haus; man führt ihn in das Zimmer Justinens. Kann ich versuchen zu schildern, was er bey ihrem Anblicke empfand? ... Die plötzlichen und raschen Bewegungen seiner Seele, gleich den von einem stürmischen Ungewitter aufgebrachten Fluthen, stoßen an einander, und lassen ein verwirrtes Bild in der Seele, das unmöglich ist zu beschreiben. Justine will aufstehen; ihre zitternden Knie versagen ihr ihren Dienst; sie ist gezwungen sich zu setzen.... Saint Flour unbeweglich blicket sie mit einem starren Erstaunen an. Justine mit niedergeschlagenen Augen, brennenden Wangen, unterbrochenem Athemhohlen bemüht sich umsonst ihre Verwirrung zu verbergen... — Ich habe Sie sehr lange nicht gesehen, mein Freund... Sehr lange, in Wahrheit, antwortete Saint Flour, heftete die Augen auf Justinen, und war wie außer sich... Aber ich sehe Sie... Sie sind es... es ist Justine.... Ja, mein Freund, ich bin es... Ach! ich bin immer dieselbe... Saint Flour nahet

sich ihr, ergreift ihre Hand, und legt sie auf sein Herz.... Auch ich, Justine, bin immer derselbe.

Sie schweigen eine Zeit lang; Saint Flour fährt fort: Sie wissen, was ich Ihnen sagte, ehe ich meine Reisen antrat; ich will, sagte ich, zwey Jahre meines Lebens dazu anwenden, die traurige Leidenschaft zu bekämpfen, die Sie mir einflößten. Kann ich sie nicht überwinden, so komme ich zu Ihnen zurück, und sage: Justine, entscheiden Sie mein Schicksal; aber sehen muß ich Sie. — Ich bin noch so, wie ich war, als ich Sie verließ; ich habe noch nicht gesucht Sie zu vergessen, ich habe nicht einmahl den Vorsatz hierzu gefaßt... Carl, ich könnte Ihnen eben so viel sagen, erwiederte Justine, und trocknete sich eine Thräne ab. Wir sind vereinigt; trennen wir uns nicht mehr! Die zärtlichste Freundschaft entschädige uns für die Qualen, welche uns die Liebe verursachte!... Wohlan, meine Justine! rief Saint Flour mit einem lebhaften Ausbruche der Freude, lieben wir uns! — Sie sind Ihrem Gemahle nur ihre Person schuldig; Ihr Herz haben Sie ihm nicht geben können. War es nicht schon ganz mein? Halten Sie die ihm geschworne Treue. Können wir uns nicht lieben, ohne seine Rechte zu beeinträchtigen? Wie viele zärtliche Gefühle, wie viele Freuden, wie viele süße Ergießungen des Herzens bleiben uns noch! — Genießen wir, was uns die Tugend gönnet. Wenn ich in der Trunkenheit, worein mich Ihre Gegenwart versetzt, mich manchmahl vergäße, so wird ein Wort, ein einziges Wort von Ihnen mich wieder zu mir

selbst bringen. Weit entfernt, daß wir suchen sollten uns zu verführen, werden wir eines dem andern Stärke geben. Wenn eine Aufwallung in meinem Busen entsteht, so will ich mir sagen: Laß uns diese Bewegung vor Justinen verbergen; vergebens unterläge ich, sie theilt meine Schwachheit nicht — Ja, ich werde tugendhaft durch ihre Tugend, stark durch ihre Stärke seyn. So will ich leben, und ich mich nicht auf mich, sondern auf sie verlassen.... Meine Freundinn, wenn wir die Tugend und die Liebe vereinigen können... Nein, das Glück ist nicht auf immer von uns entflohen; die Gewissensruhe, die Hochachtung unserer selbst, dieses reine Gefühl, vermöge dessen wir eines in dem andern leben, vermischt, verschmolzen mit der Liebe des Schönen und Wahren, wird nichts seyn als eine Bewegung der Seele, eine innere Handlung, ein göttlicher Enthusiasmus. Alles wird uns dann in das Geleise unserer Pflichten bringen; wir werden Freuden fühlen, welche gemeine Seelen nicht kennen; wir werden all die Glückseligkeit genießen, deren schwache Sterbliche fähig sind. So lieben sich die Verklärten im Himmel, so werden wir uns einst auch lieben. Justine lebhaft bewegt siehet den Saint Flour mit einem Blicke an, worin Zärtlichkeit, Erstaunen und Bewunderung war. — Mein Freund, Sie sind immer derselbe, groß, edel, die Ehre, der Ruhm der Menschheit. Sie erheben mich zu sich; ja, Saint Flour, auch ich werde die Tugend lieben.

Saint Flour fragte um den Herrn Deranville und die Frau von Thouvenelle. Justine benachrichtigte ihn, daß ihre Tante todt ist, und ihr Vater seine Parlaments-Raths-Stelle verkauft, und sich in Paris niedergelassen hat. Sie kam auf ihren Gemahl. . . . Sie werden ihn diesen Abend sehen; er läßt mich thun, was ich will, und hält ein Mädchen aus, die Gefälligkeiten für ihn hat, zu welchen sich ein rechtschaffenes Weib nicht verstehen kann. Die ersten Monathe meiner Verehelichung glaubte ich einen verächtlichen Menschen geheirathet zu haben; ich hatte Herrn von Alinval zu strenge beurtheilt: mit Vergnügen ließ ich ihm nachher Gerechtigkeit widerfahren. . . . Haben Sie Kinder? . . . Nein, Carl, erwiederte Justine, und erröthete sehr; auch bin ich froh keine zu haben; ich könnte sie nicht lieben.

Saint Flour konnte sich an Justinen nicht satt sehen. Ihre Schönheit hatte die größte Vollkommenheit erreicht. Eine süße Schwermuth, ein trauriges Nachdenken, verführerischer als die Schönheit selbst, weil es ein Gefühl der Seele ist, gab Justinen, ich weiß nicht was Lasses, Melancholisches, welches den Glanz ihrer Reitze mäßigte, und sie auf diese Art noch viel rührender machte. Sind Sie glücklich, Justine? fragte Saint Flour, indem er einen unruhigen Blick auf sie warf. . . . Ich glücklich? Ach Saint Flour! ich erinnere mich, es einen Augenblick in Besançon und bey der Frau von Metard gewesen zu seyn. Seit diesen, ach zu schnell verschwundenen Tagen habe ich nicht gelebt; ich

habe einen beschwerlichen, mühsamen Traum gehabt, dessen Andenken schwer auf mir liegt. . . . und Sie, mein Freund, wo haben Sie diesen langen Zeitraum zugebracht? was haben Sie gethan? . . . Ich habe meinen Körper in verschiedenen Gegenden Europens herum geschleppt. Ich irrte von einem Orte in den andern, und war immer bey Ihnen. Vergebens wandte ich die Augen auf verschiedene Gegenstände; ich sah nur Sie. Kam ich in einer Stadt an, so fragte ich nach dem, was die Neugier reitzen konnte; man beschrieb es mir mit vielem Eifer, man both sich an mir es zu zeigen. O, sagte ich, dazu ist noch Zeit, und verschloß mich in mein Zimmer. Da blieb ich einen Monath, und ging fast gar nicht aus. Endlich reisete ich fort, ohne etwas gesehen zu haben, ja ohne nur zu denken, daß es da etwas zu sehen gebe; nicht, daß ich Lust hatte anders wohin zu gehen, sondern einzig in einen andern Ort zu kommen, und nicht immer auf demselben Fleck zu bleiben.

Sollte ich eine Reisebeschreibung machen, so würde sie kurz ausfallen . . . Ich habe Justinen den 15. Julius verlassen — ich habe Justinen den 18. September des folgenden Jahres wieder gesehen . . . Nur diese einzigen zwey Begebenheiten machen Epoche für mich.

Saint Flour erkundigte sich, wie denn die Heirath Justinens mit Herrn von Alinval sey zu Stande gebracht worden. Justine antwortete, daß bey der Unmöglichkeit, den Saint Flour zu heirathen, ihr alle Männer gleich gewesen wären, und

Alinval so gut als ein anderer geschienen hätte. — Finden Sie, sagte Saint Flour, den Aufenthalt in Paris wirklich so angenehm, als Sie sich vorgestellt haben? Mein Freund, erwiederte Justine, und stieß einen tiefen Seufzer aus, das ist nun viel anders. Paris ist mir zuwider; wäre ich meine eigene Frau, ich brächte den größten Theil des Jahres auf dem Lande zu. Wie viel Verdruß habe ich nicht gehabt! Ein Weib, welche ich für meine Freundinn hielt, hat die häßlichste Verrätherey wider mich angesponnen — sie hat meinen guten Nahmen zu Grunde gerichtet. Nun fängt man aber an von dieser Meinung zurück zu kommen. . . . Justine vergoß einige Thränen . . . Ich bin nicht zum Glücke geboren. . . . Was liegt Ihnen daran, wenn Ihr Gewissen Ihnen nichts vorwirft? Nun bin ich stark, erwiederte Justine, und warf einen Blick voll Ausdruck und Zärtlichkeit auf den Saint Flour; auf Sie werde ich mich stützen; Sie werden meine Schwachheit in Schutz nehmen, Ihre Gegenwart wird wie ein helles Licht die Gespenster verscheuchen, welche die Finsterniß gebar.

Justine hieß den Saint Flour Abends wieder kommen; sie würde ihn ihrem Manne vorstellen. — Da Sie so liebenswürdig und von so einnehmender Gestalt sind, so werden Sie überall Glück machen; indessen kann ich mich einer heimlichen Furcht nicht erwehren, wenn ich sehe, daß so viele hübsche Weiber Anschlag auf Ihre Person machen, und Sie Aufmunterungen aller Art erhalten — Ich fühle eine verborgene Eifersucht, und würde vor Schmerz

sterben, wenn Sie eine andere liebten.... — Sie wissen nur zu sehr, daß dieses unmöglich ist. Weit entfernt, daß ich diese Weiber aufsuchen sollte, wird mir ihre Gegenwart vielmehr lästig seyn. — Gönnen Sie mir einige Stunden Ihrer Einsamkeit; Sie, nur Sie allein wünsche ich . . . Nein, mein Freund, bey diesem Vorschlage verlöre ich zu viel. Ich würde Sie nur Augenblicke sehen, ich wäre noch unruhiger; und (setzte sie mit einem Lächeln voll Anmuth hinzu,) ich muß ja für Sie stehen. Sie werden in meiner Gesellschaft leben, wir werden täglich beysammen seyn; ich baue auf Ihre Liebe, auf Ihre Tugend. Diese würden Sie gewiß keiner Andern, als ihrer Geliebten, opfern wollen. Justine läutete; eine Kammerfrau erschien; Saint Flour entfernte sich.

Als er zu Hause war, untersuchte er die Beschaffenheit seiner Empfindungen für Justinen. Zu seinem Vergnügen fand er sie rechtschaffen. Obwohl er bey Justinens Anblick plötzliche Aufwallungen gefühlt hatte, so erhob sich in seinem Herzen doch kein pflichtwidriger Gedanke. Es ist wahr, er hätte für eine Nacht mit Justinen sein Leben gegeben; aber auf die Frau Alinvals hatte er keine Anschläge.

Saint Flour fühlte, wie gefährlich seine Lage sey. In innigster Vertraulichkeit mit einem Weibe leben, die er liebte, von der er geliebt war, das hieß ein tollkühnes, gefährliches Selbstvertrauen hägen. Aber Saint Flour rechnete noch mehr auf Justinens Tugend, als auf seine eigene. Entschlossen, nichts

zu wagen, was seine Sinne entflammen, und ihn so über die Gränzen hinaus führen könnte, die er sich selbst gesetzt hatte, blieb er ruhig bey der Lauterkeit seiner Absichten; entschlossen, seine Aufführung nach den Umständen einzurichten, und eher auf Justinen Verzicht thun, als der Tugend etwas zu vergeben.

Saint Flour ging Abends wieder in Alinvals Haus. Er fand große Gesellschaft; man spielte hoch. Das Souper war traurig. Die Frauenzimmer verbargen unter einem Scheine von Fröhlichkeit ihre wirkliche lange Weile; doch schien sie durch, ungeachtet ihrer Bemühungen. Die Männer, wahre Schauspieler, wiederhohlten eine auswendig gelernte Rolle; sie waren alle Echo jener Politik und jener Systeme, die täglich wechseln. Da war keine Mannigfaltigkeit der Gedanken! Eine einzige, und noch dazu fremde Seele belebte diese Marionetten. Saint Flour sah Justinen an, und entdeckte durch die Miene der Zufriedenheit, die auf ihrem Gesichte glänzte, wie froh sie war, daß er so wenig Geschmack an diesen falschen Freuden zeigte.

Justine war allerliebst. Da sie in den Augen St. Flours alle die Weiber auslöschen wollte, deren Nebenbuhlerschaft sie, lächerlich genug, gefürchtet hatte, so begleitete sie alles, was sie that, mit so viel Grazie, legte in alles, was sie sagte, so viel Geist, Feinheit, Anmuth, daß sie allein die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Saint Flour bewunderte in Justinen den freyen, ungezwungenen Ton, den der Umgang mit der Welt

gibt, und der, eigentlich zu reden, die Anmuth des Geistes ist.

Nach dem Souper nahete sich Justine dem St. Flour, und fragte ihn, wie er die Frau von *** fände. Das ist eines der schönsten Weiber in Paris. Ich habe Ihnen einen trefflichen Platz angewiesen; man muß so gut seyn, als ich, um das, was einem am liebsten ist, auf das Spiel zu setzen. . . . Ach Justine, antwortete Saint Flour außer sich, wie sicher sind Sie Ihres Triumphes! Lassen Sie, ich beschwöre Sie darum, künftig Ihre Reitze nicht mehr so fürchterlich wirken. . . . Justine, von dem Ausdrucke der Wahrheit, den St. Flour in diese wenigen Worte gelegt hatte, gerührt, warf ihm einen so innigen Blick zu, daß er wie ein brennender Pfeil in das Herz des jungen Menschen drang, und in seinem Busen ein verzehrendes, unauslöschliches Feuer entflammte. . . . Man setzte sich wieder zum Spiele. Saint Flour zog sich unruhig, verdrießlich zurück; er wußte nicht, welcher Ursache er die Unruhe, die Bewegung zuschreiben sollte, worin er sich befand.

Allein mit sich selbst fragte er sich: Was fehlt mir? Ich habe Justinen gesehen, ich werde sie täglich sehen; sie liebt mich, sie hat mirs gesagt, und ich bin nicht glücklich. . . . Werde ich mich denn von meinen Sinnen tyrannisch beherrschen lassen? . . . Nein, die Seele muß befehlen und der Körper gehorchen.

Alinval liebte Gesellschaft, aber er war wenig ekel in der Wahl. Indessen hatte er den St. Flour mit vieler Höflichkeit aufgenommen. Sein Nahme

war bekannt: eine vortreffliche Empfehlung bey Alinvalen; denn, ungeachtet der heilsamen Entschlüsse, konnte er sich doch nicht von seiner Schwachheit für Leute vom Stande heilen. Saint Flour fand sich natürlicher Weise immer in Justinens Gesellschaft. Seine Sanftmuth, seine Liebenswürdigkeit, sein verträglicher Charakter machten, daß er gesucht wurde. Die Weiber thaten manchen Anfall auf ihn; sein sittsames eingezogenes Wesen, seine Bescheidenheit erwarben ihm das Herz der Prüden; seine zärtliche und stolze Miene, die Stärke und das schöne Ebenmaß seines Körpers entflammten die Kennerinnen; seine vernünftige, vorsichtige Aufführung war eine Lockspeise für alle. Ein junger Mensch von Sitten verspricht mehr, und man hat nichts bey ihm zu fürchten.

Man sagte sich, Saint Flour sey der Liebhaber der Frau von Alinval. Er suchte diese Meinung nicht zu vernichten; sie rettete ihn vor den unanständigen Aufforderungen anderer Frauen. Selbst die Kühnsten ließen ihn nach dem Anbothe ihrer Person ruhig; denn sie urtheilten, man könne ihn nicht eher untreu machen, bis seine befriedigten Begierden ihm erlaubten, ein anderes Frauenzimmer zu bemerken. Saint Flour fürchtete nicht, daß seine Liebe zu Justinen Anlaß zum Aergerniß geben würde in einer Stadt, wo es das Laster selbst nicht gibt, wo sogar das Verbrechen nur in so fern entehret, als es zum Hochgerichte führet. Saint Flour verließ sich auf seinen Vorsatz; er fühlte, daß er innigst am Guten hänge. Er begnügte sich damit, daß er seine Handlungen dem Gesetze unterwürfe; er glaubte nicht auch seine Ge-

fühle unterwerfen zu müssen. . . . Der Thörichte! Sah er nicht, daß er sich selbst den Abgrund gräbt, worin er zu Grunde gehen soll, und daß seine tollkühne Sicherheit nichts ist als ein Fallstrick, welche seine Leidenschaft seiner Tugend legte. . . .

Saint Flour verließ Justinen nicht. Jeden Tag entdeckte er neue Reitze ihrer Person, neue Annehmlichkeiten ihres Geistes, neue Eigenschaften ihres Herzens. Ach! sagte er ihr, ich kannte Sie nicht: ich fühlte wohl, was Sie waren; aber ich errieth nicht, was Sie seyn konnten. . . . Sie allein machen mich zu dem, was ich bin, antwortete Justine mit bescheidener Miene. Wenn Sie wüßten, wie geringen Werth ich habe, ich müßte mich schämen. Sie sind ein Gott der Errettung für mich; Sie begeistern, Sie halten mich aufrecht. Wenn ich Gelegenheit finde, etwas Gutes zu thun, so ergreife ich sie begierig. Erfährt es Carl, sag' ich mir, so liebt er mich desto mehr; und wenn er es auch nicht erfährt, so hab' ich doch das innerliche Vergnügen zu fühlen, daß ich seiner würdig bin. Wenn ich mich auf einer sträflichen Neigung überrasche, so erröthe ich, wenn ich an Sie denke. Justine sah den Saint Flour mit einem Blicke an, dessen Ausdruck ihn vor Freude zittern machte. — Mein Freund, wie glückliche Tage hätte ich mit Ihnen zugebracht! Ich hätte mein Daseyn ganz genossen und das vereinigte Glück der Liebe und Tugend empfunden.

Saint Flour bildete nun sorgfältig den Verstand und das Herz Justinens; er suchte ihren Willen und ihre Urtheilskraft zu stärken; er war der

Meinung, man übe die Seele so wie den Leib. Unsere moralischen und Verstandes-Organe sind, sagte er, eben so einer Verbesserung fähig, als unsere physischen. In der That man lernt eben so wollen, urtheilen, sanftmüthig, mitleidig, gut, billig, großmüthig, treu seinen Verbindungen, fromm gegen Gott seyn, wie man tanzen, reiten, fechten, schnell laufen lernt. Der Mensch will von Natur aus das Gute; sein Vortheil leitet ihn, wenn er es suchet. Seine Fehler kommen von seinen Irrthümern. Wenn der Mensch selbstsüchtig, ungerecht, boßhaft ist; so rührt es daher, daß er sich in der gesellschaftlichen Ordnung so beträgt, als wäre er im Stande der Natur, und als wäre er nur ein physisches und empfindendes Wesen, da er doch auch ein moralisches und vernünftiges ist. Von dem Augenblicke aber, da der Mensch aus dem Stande der Natur tritt, und in die Gesellschaft aufgenommen wird, muß er sich gegen andere Wesen und Gegenstände nicht bloß in den Verhältnissen des Menschen betrachten, sondern auf die neuen Verhältnisse Rücksicht nehmen, die aus der Gesellschaft, wovon er ein Mitglied ist, entspringen, und sein Daseyn als Mensch auf sein Daseyn als Bürger zurück führen.

Je mehr die Liebe sich erhebt, und den Gegenstand ihrer Verehrung vergrößert, je mehr genießt sie. Der wahre Liebhaber lebt nur in seiner Geliebten; was er für sie thut, das thut er wirklich für sich selbst. Saint Flour hätte gern Justinens Seele mit allen Vollkommenheiten, ihren Geist mit allen Kenntnissen zieren wollen. Der unglückliche junge

Mensch wußte nicht, daß dieses eben so viel neue Ketten waren, womit er sich fesselte, eben so viel längere und mühsamere Kämpfe, die er sich bereitete.

Saint Flour machte, daß Justine jede Woche einen Tag der Tyranney des Gebrauches entzog, und den wahren Vergnügungen weihte, die aus der Gleichheit des Geschmackes und der Empfindungen entstehen. Aber er ließ sie einsehen, daß dieser der Freundschaft, der Herzensergießung bestimmte Tag kein Prunktag werden, und diese Gesellschaft in keine literarische Zusammenkunft, in keine gelehrte Versammlung ausarten müsse. Er flößte ihr Geschmack an häuslichen Geschäften ein. — Wenn es auch weiter nichts als eine Beschäftigung wäre, sagte er, so sollte doch dieser Beweggrund allein die Weiber dahin bringen, sich darum anzunehmen. Die meisten haben so viele leere Stunden den Tag durch, so oft lange Weile.

Justine erfüllte Saint Flours Absichten mit einer Gefälligkeit, mit einer Aufrichtigkeit, die bewiesen, wie sehr sie seine Hochachtung zu verdienen wünsche. Sie übernahm die innere Besorgung des Hauses. Alinval wollte Anfangs Justinens Verlangen nicht erfüllen; er fürchtete ihren Mangel an Fleiß und Geschicklichkeit; endlich gab er nach, mehr aus Gefälligkeit, als aus Ueberzeugung. Alinval erschrak die ersten Tage über die außerordentliche Pracht, womit die Tafel besorgt war; er nahm sich vor, dem, was er tolle Verschwendung nannte, Einhalt zu thun. Wie sehr erstaunte er, als am Ende des Monaths Justine mit dem Eintragbuche herein trat und ihm zeigte, daß er, ungehindert der wirklichen

Verbesserung der Tafel noch tausend Thaler erspart hatte. Alinval wollte es Anfangs gar nicht glauben; als er aber durch die Rechnungen, die ihm Justine vorlegte, überzeugt wurde, gestand er, daß die Weiber von der Natur aus bestimmt wären, das Haus ihrer Männer zu führen. Justine wollte ihm die tausend Thaler zustellen. — Nein, Madame: behalten Sie sie; ich gab sie aus; es ist billig, daß sie Ihnen zu gute kommen. . . . Weil Sie denn so gut sind, mich damit schalten zu lassen, so wissen Sie: Ihr Kutscher will austreten; sein Weib hat eine Krambude. Diese tausend Thaler werden ihnen in ihrem Handel sehr nützlich seyn; ich will sie ihm in Ihrem Nahmen als ein Zeichen Ihrer Zufriedenheit mit seinen Diensten zustellen. . . . Thun Sie es, Madame, sagte Alinval noch mehr erstaunend; eine so schöne Seele braucht keinen Wegweiser, man kann sie sich selbst überlassen.

St. Flour sah mit einer geheimen Freude den Fortgang Justinens in der wahren weiblichen Wissenschaft. Er genoß ihre Tugenden, er selbst schien sich besser geworden zu seyn. Aber der Unglückliche, von einem Verlangen gefoltert, das er nicht gestehen durfte, sah nun ein, wie schwer die Bürde sey, die er sich selbst aufgelegt hatte. Justine war so reitzend, legte so viel Verführerisches in das Betragen gegen ihn. Wenn er sich hierüber beklagte, antwortete sie, er gehörte zu dem starken Geschlechte, und ihm stünde es zu, den Vorzug des Mannes zu behaupten. Sie ihrerseits hätte nichts Wichtigeres zu thun, als ihn fest zu halten.

Eine so kritische Lage konnte nicht lange dauern. St. Flour, von einem innern Feuer verzehrt, wurde unkenntlich. Seine Gesundheit wankte; kein Schlaf schloß seine Augen mehr; seine Seele glich der ungestümen See, die von Stürmen hin und her getrieben wird. Er floh die Welt und suchte die Einsamkeit. Da, nur sich selbst überlassen, weidete er sich an Träumen, die allein Justinen zum Gegenstand hatten.

Kam er zu Alinvalen, so trat er mit trüber Stirn ein, und blieb ganze Stunden sprachlos, verloren in Betrachtung und gleichsam in andern Welten entzückt. Justine redete oft ihn an; er fuhr auf; wie einer, der sich plötzlich in einer großen Gefahr erblickt, warf er Justinen einen trüben, irren Blick zu, und versank wieder in düsteres Stillschweigen.

Justine verstand nicht, daß es die Tugend war, welche in Saint Flours Herzen über das brennende Verlangen nach einer gegenwärtigen Glückseligkeit gesiegt hatte, ein Verlangen, von dem auch sie sich verzehrt fühlte. Ihr Stolz litt darunter, daß sie so wenig Macht über die Sinne ihres Liebhabers haben sollte. Sie beschloß über diese wahre oder gespielte Gleichgültigkeit gegen ihre Reitze zu triumphiren. Oft schien sie seine Liebesbetheuerungen zu bezweifeln, und nahm sie mit ironischer Kälte auf; oft gefällig, gefühlvoll, leidenschaftlich verschanzte sie sich in lauter Vorsicht, und übertrieb ihre Bedenklichkeiten. Fiel Saint Flour in seine lebhaften Ausdrücke und das unwillkührliche Entzücken, das die Gegenwart eines geliebten Gegenstandes hervor bringt, so sah ihn

Justine mit einem Blick voll Verwirrung an, und, als befürchtete sie ihre eigene Schwachheit, läutete sie ihren Mädchen, und ließ sie unter einem nichtigen Vorwande im Zimmer. Dann, lebhaft auffordernd, liebkosete sie den Saint Flour, sagte ihm Worte der Leidenschaft, überließ sich, so sehr es der Ort zuließ, den zärtlichen Regungen ihrer Seele, und entflammte so in den Sinnen des jungen, heftigen, gefühlvollen Mannes das brennende Feuer des Genusses. Manchmahl suchte sie seine Eifersucht zu wecken, aber mit so viel Behuthsamkeit, daß sie sich den Blicken und Schmeicheleyen der Männer eher zu entziehen, als darnach zu streben schien.

Man hätte geglaubt, daß ein sieghaftes Gefühl die Männer zu ihr ziehe, ohne daß sie etwas dazu gethan hätte, und daß sie allein der natürliche Endzweck aller männlichen Wünsche wäre. Saint Flour schüttelte sich wüthend in seinen Banden, wie ein Opfer, das die Annäherung des mordenden Stahles gewahr wird. Gequält von dem tödtlichen Gifte, das Justine mit seinem Willen durch alle seine Adern fließen machte, warf ein vorwitziges, unruhiges Auge auf sie. Wie war es möglich sie mit kaltem Blute anzusehen! Ihre ganze Person war so aufreitzend.

Diese Crisis entging Justinen nicht. Es war darum zu thun, eine Gelegenheit herbey zu führen; sie both sich selbst an. Einst als Frau von Alinval an dem Saint Flour alles erschöpft hatte, was die Liebe und die Künste der Coketterie Bezauberndes haben, gingen die Leute, welche sie beym Souper hatte, früher fort, und Saint Flours Wagen war noch

nicht da. Justine legte sich auf eine Ottomane, und wählte gleichsam aus Zerstreuung eine jener Stellungen, die um so verführerischer sind, da sie nur ein stummer Ausdruck der Seele zu seyn scheinen.

Saint Flour, berauscht von Liebe und Verlangen, betrachtet Justinen stillschweigend, seufzt, sieht sich allein, fährt empor — stürzt sich zu ihren Füßen. Aber plötzlich, wie von einer unsichtbaren Hand zurück gerissen, steht er auf, geht gegen die Thür, kommt wieder zurück und ruft im Tone der Verzweiflung: Haben Sie beschlossen mich zum unglücklichsten aller Menschen zu machen? Warum müssen Sie mir Ihre Herrschaft so schwer empfinden lassen? — Justine, als ich, gemartert von den lästigen Erinnerungen, fast in Muthlosigkeit versunken war, als mich der Wahnsinn der Liebe dahin riß, und ich nicht mehr wußte, was ich sagte oder that, eilte ich zu Ihnen; ich kam voll Zuversicht, ich hoffte einigen Trost zu finden. Ach! ich finde nur neue Qualen. Statt einer wohlthätigen Freundinn, die meinen Schmerzen bemitleidiget, sehe ich ein grausames Weib, die Vergnügen daran findet, sie noch mehr aufzureitzen.

Mein Freund, antwortet Justine mit dem naiven Tone der Unbefangenheit, ich fürchte so sehr Sie zu verlieren. — Die Weiber hier legen so feine Fallstricke. — Wirkte ich nicht auf Ihre Sinne, ich glaube, Sie liebten mich nicht mehr. . . . So muß ich mich denn zu einer neuen Verbannung verurtheilen! antwortete Saint Flour mit Unmuth. Wie können Sie mich des einzigen Gutes berauben, das mir das

Leben erträglich macht? Meine unglückliche Leidenschaft siegt; ich habe keine Tugend mehr. — Ich sehe nur Sie, ich verlange nur Sie. Hier ergriff er Justinens Hand, und drückte sie an seine brennenden Lippen. . . . Kann ich auf dich zählen, Justine? Bist du stark genug für uns beyde? . . . Ach, erwiederte Justine, und verbarg ihr reitzendes Gesicht in St. Flours Busen, Carl, zähle nicht auf mich! Wenn du einen Angriff wagen wolltest, so wäre ich nicht stark genug. . . .

Den Saint Flour schauderte es. . . . Er blickte Justinen an, und sah sie in einem Verhältnisse, das er sich nicht vorzustellen gewagt hatte. . . . Er nimmt sie in seine Arme, drückt sie sanft an sein Herz. . . . Seine zitternden Knie brechen ihm, seine Augen werden dunkel, sein Körper sinkt unter der Last der Wollust. . . . Er vergißt alles, Ehre, Tugend, Pflicht.

Als er von der längsten seiner Verirrungen zurück kam, blieb er lange betäubt. . . . Wie? rief er endlich aus, sind Sie nicht Alinvals Weib? Haben Sie ihm nicht vor aller Welt in Gegenwart des lebendigen Gottes Treue zugeschworen? — Nicht nur haben Sie selbst Ihre Schwüre vergessen, sondern Sie haben sie auch mir vergessen gemacht. — Genießen Sie Ihren Triumph! Sie siegen über meine Vernunft, mein Gewissen und meinen Willen. Aber meine Seele ist offen der Reue; diese lebt ewig darin. Sie haben ein sträfliches Feuer in meinem Busen angezündet. Es brennt, es verzehret mich. — Ich bedaure, nicht eher genossen zu haben; ich murre wider Sie, wider mich. — Ich sehe Sie die zärt-

lichsten Liebkosungen an mich verschwenden, mich mit den süßesten Entzückungen berauschen. Unseliges Bild, immer gegenwärtig meinen Gedanken! — Nicht einen Augenblick Ruhe gönnt es mir. — Ja, mit einer eisernen Kette haben Sie meinen Willen an das Laster gebunden. Keine Unschuld mehr, kein Frieden, kein Glück! — Und so lohnen Sie mir, Grausame, die zärtliche Liebe. — Nur in meinem zerrissenen Herzen wollen Sie herrschen.

Saint Flour wirft sich in einen Lehnstuhl. . . . Justine, stumm, zitternd, wagt es nicht die Augen aufzuschlagen; ihre Brust ist beklemmt, ihr Schluchzen erstickt sie fast; sie sinkt auf ihre Knie.

Saint Flour hebt sie erschrocken auf, und stürzt zu ihren Füßen. O meine Justine, ruft er, verzeihe einem Elenden, für welchen die Tugend einigen Werth hatte! Ach! Ich habe ihr so viele Opfer dargebracht. — Deine Thränen verwunden mein Herz; o trockne sie, meine Freundinn. — Ich dir wegen des Beweises deiner Liebe einen Vorwurf machen! — Welche Unwürdigkeit! — Ich schwöre auf ewig alles andere Gefühl ab, als was du mir einflößest, jede andere Liebe, als die zu meiner Justine. Du allein sollst in meiner Seele herrschen. Ja! Du triumphirest. Nur für dich will ich leben; ich habe keinen Willen, als für dich, keine Kraft, als zu dir hinzustreben. — Verzeihest du mir? . . . Saint Flour ergreift hier beyde Hände Justinens, bedeckt sie mit Küssen, benetzt sie mit Thränen. Laß mich in deinen Armen die schrecklichen Lästerungen versöhnen, die ich wider dich ausstieß! . . . Lassen Sie mich, sagte

Justine mit dem Tone der Beleidigung, lassen Sie mich! Sie entwindet sich dem Saint Flour, läuft zur Glockenschnur, und ziehet aus allen Kräften daran. . . . Gehen Sie fort, mein Herr! . . . Ein Bedienter erscheint, Justine verlangt ihre Mädchen, und gehet in ihr Cabinett.

Den andern Tag empfängt Saint Flour folgendes Billett:

»Sie haben mir die Augen geöffnet; ich habe mich in meiner ganzen Abscheulichkeit erblickt, und sie nicht ertragen können. Kommen Sie, ich habe Ihnen wichtige Dinge zu sagen."

Saint Flour geht zu Justinen; eine Kammerfrau sagt ihm, daß die gnädige Frau sich sehr übel befunden habe. Herr von Alinval sey in Versailles; man habe nach ihm schicken wollen, aber die gnädige Frau hätte es verbothen und versichert, es sey nichts von Bedeutung

St. Flour fand Justinen im Bette. Sie schickte ihre Mädchen fort. . . . Nahen Sie sich, mein Freund, und setzen Sie sich in diesen Lehnstuhl. — Als ich dich das erste Mahl sah, mein lieber Carl, als meine Seele dir entgegen flog, dachte ich nicht, daß wir eines zu des andern Unglück geboren sind. — Verzeihest du mir den Verdruß, den ich dir verursacht habe? . . . Ob ich Ihnen verzeihe, erwiederte Saint Flour, indem er sie mit Heftigkeit unterbrach; ich, ich allein bin Schuld an Ihren Martern. — Waren Sie nicht glücklich, ehe Sie mich kannten? Mußte ich herkommen, die unschuldige Ruhe zu stören, die Sie genossen? Warum lebte ich so lange? Warum

öffnete sich nicht die Erde unter meinem ersten Schritt in Besançon!

Halt ein, Saint Flour. Lästere nicht so. Warst du nicht immer gut, tugendhaft? Bist du es nicht noch, ungeachtet des unwillkührlichen Fehlers, den du dir vorwirfst? Welcher Unterschied zwischen dir und mir! Indem du suchest mich über die Leidenschaften zu erheben, deren Sclavinn ich war, suchte ich dich zu erniedrigen. Du kämpftest für die Tugend, ich arbeitete für das Laster. — Ich überließ mich meinen strafbaren Begierden, und zwang dich sie zu theilen. — Wenn du wüßtest, wie listig ich deinen Sturz vorbereitete! wie sorgfältig ich jeden Gedanken an Gefahr zu entfernen suchte!.. Hasse mich nicht, Carl; ich war schwach, nicht böse. Ich liebte dich so heftig, meine Sinne hatten so viele Herrschaft über meine Vernunft erhalten.... Ach! bey dir fand ich Geschmack an der Tugend; ich liebte, ich sah sie unter deinen Zügen.... Ich dachte, es käme nur darauf an zu siegen. Hat sich das feine Gift der Wollust, sagte ich mir, nur einmahl in sein Herz geschlichen; so werde ich leicht darin herrschen. Ich hoffte dir Geschmack am Laster beyzubringen, und durch meine sträflichen Kunstgriffe es so weit zu treiben, daß du an deiner eigenen Schande Wohlgefallen findest. — Wenn du meine Beschämung wüßtest. Wie sehr habe ich mich erniedriget! — hast mir Tugenden zugetrauet, ich selbst habe es. — Der Keim davon war nicht mehr in meinem Herzen. — Du warst mein Gott; ich kannte keinen andern mehr. Du sollst nach meinem Tode alles

erfahren. — Hier zog sie ein versiegeltes Papier hervor. Hier sind Briefe, die dich unterrichten sollen... Was sagen Sie, Justine? — Was reden Sie vom Tode? Sie sind kaum krank.

Saint Flour suchte in einer plötzlichen Anwandlung von Schrecken in Justinens Augen zu lesen. — Das Billett, das Sie heute Morgens erhielten, muß Sie unterrichtet haben... Welches Billett? Wo ist es? Saint Flour durchsuchet seine Taschen, ziehet das Billett heraus; seine zitternden Hände stießen an einander. Justine blicket ihn mit Rührung an... Aber kaum warf er die Augen auf die Worte: sie nicht ertragen können, so schreyet er auf: Unglückliche, was haben Sie gethan?.. Das, was ich mußte, Carl; ich war für dich nur ein Gegenstand der Verachtung... So also, Grausame, machen Sie das Maß meiner Uebel voll! Ich bin es, der Sie tödtet. — Ich bin Ihr Mörder; es ist noch Zeit, ich will voraus... Hier ergriff er Justinens Hand... Sprich, rede, meine Freundinn, ich beschwöre dich darum.... Ohne die Antwort zu erwarten, stürzt Saint Flour gegen die Thür... Justine ruft ihn zurück, und sagt mit einem Blicke voll Empfindung und Traurigkeit: Mein Freund, willst du meine letzten Augenblicke mir schwer machen? Nichts kann mich retten. Was ich nahm, mir den Schmerzen zu ersparen, macht jedes Hülfsmittel unwirksam. — Laß mich die wenige Zeit nützen, die mir übrig bleibt, und das einzige Glück genießen, das ich zu schmecken vermag. — Komm zu mir, Carl; wenn ich ausgeredet ha-

be, so thue ich, was du willst. Justine bittet den Saint Flour, sich zu ihrem Bette zu setzen; sie ergreift eine seiner Hände, drückt sie in die ihrigen, führt sie zu ihrem Munde, dann heftet sie die Augen auf ihn... Empfange das Opfer meines Lebens; dir allein bringe ich es. Ich war ein Hinderniß deinem Glücke, deiner Tugend. So wie ich hast du aus dem Giftbecher des Lasters getrunken; ich habe die Wollust in dein Herz dringen sehen. — Wenn du wüßtest, wie viel Gewalt sie über uns hat! Wie sollten wir uns trennen, nachdem wir uns in allen Puncten unsers Daseyns berührt hatten, nachdem wir in unserm ganzen Leben einen einzigen Augenblick gelebt haben? — Der Tod ist mir tausend Mahl weniger schrecklich, als der Gedanke zu leben, und nicht ganz für dich zu leben. — Du hast bey dieser unglücklichen Probe mehr verloren, als du denkst; ich habe dieses an mir selbst nur gar zu wahr gefunden. Eine Schwachheit bahnt den Weg zu einer zweyten; unser erster Fall bringt uns um die Hälfte unserer Tugend.

Es gibt Vergnügungen, mein Freund, die man niemahls verkosten muß; sonst ist es unmöglich darauf Verzicht zu thun, wenn es die Pflicht heischet. — Himmel! ich sollte mir den Verlust der schönsten Seele vorzuwerfen haben! Welche Zufluchtsstätte wird der Tugend auf Erden übrig bleiben, wenn man ihr das Herz des Gerechten rauben darf? — Ach! ich gäbe tausend Leben, dir eine Reue zu ersparen. — Meine Liebe ist ein brennendes Feuer, das mich verzehrt; der Genuß hat es nur noch

mehr entflammet. — So viel Entzücken ich mir auch bey dieser innigsten Vereinigung gedacht habe, o so war das, was ich empfand, doch unendlich mehr! — Nein! Ich habe diesen Augenblick von Glückseligkeit nicht zu theuer gekauft, da ich ihn mit meinem Leben bezahlt habe. — Großer Gott, nimm das Unrecht davon weg, und verkaufe mir ihn noch ein Mahl um diesen Preis. Ich bin nur schwach, vielleicht wäre ich eine Verbrecherinn geworden. — Mein Mann war mir verhaßt. — Ich ging so weit, daß ich ihm den Tod wünschte, — daß ich wankte — ich wage es nicht zu vollenden. O! es gab Augenblicke der Verzweifelung, der Trunkenheit, in denen ich ein Ungeheuer war... Du schauderst zurück, du fürchtest mich deine Geliebte zu nennen. Carl, ich habe mich dafür bestraft. Ich konnte nicht tugendhaft leben; ich habe also zu sterben gewußt... Die unglückliche Justine drückt hier stark die Hand Saint Flours, und blicket ihn erschrocken an. — Sage ein Wort des Trostes der Unglücklichen, welche dir ihre Schuld beichtet. — Solltest du weniger mitleidig seyn, als jene frommen Männer, deren Reden voll Salbung den Verbrechern den Augenblick des Schmerzens und der Schande versüßen, der ihre Frevelthaten versöhnt?.. Nein! Justine, du wirst nicht sterben, du wirst mich nicht zur langen Marter, dich zu überleben, verurtheilen. Mir ziemt es zu sterben, mir, dem unseligen Gegenstande einer unglücklichen Leidenschaft. — Denke, daß du bis jetzt unschuldig warst, daß dein Tod ein

Laster ist.... Ein Laster, Carl? O sage ein Werk der Tugend!

Wesen aller Wesen, (hier faltete sie die Hände gegen den Himmel,) gerechter, aber auch guter, barmherziger Gott! Wenn ich sterbe, so geschieht es nicht, mich deiner Gerechtigkeit zu entziehen, sondern mich vom Laster los zu reißen, das mich verfolgt. Ich werfe mich in deine Vaterarme, als in einen sicheren Zufluchtsort, dem kein Uebel sich jemahls nähert. — Mein Freund! meine letzten Augenblicke sind ruhig. — Mein Tod bedeckt die Fehler meines Lebens; die irdischen Leidenschaften verschwinden; mein Wille vereinigt sich mit dem Gesetze. — Ich bin würdig meines Geliebten, würdig meiner selbst. Saint Flour, schwöre, daß du meine letzten Befehle vollziehen willst; du wirst sie in deiner Schrift finden, die ich dir eingehändigt habe. Ich habe noch meinen Ring und zwey der ähnlichsten Porträte dazu gelegt. Behalte dieses Vermächtniß von deiner Freundinn, von deiner Geliebten. — Wenn du das Bild derjenigen betrachtest, welche dir theuer war, wirst du eine Thräne ihrem traurigen Schicksale schenken. — Lebe wohl, Carl, meine erste, meine einzige Liebe, mein einziger wahrer Gemahl. Du bist immer der Gegenstand meiner Neigung gewesen; ich habe nie aufgehört dich mitten in meinem Herzen zu tragen. Der Tod selbst kann mich dir nicht entreißen; ich werde die Orte bewohnen, die du bewohnst; ich werde deinen Spuren nachirren, dir in deinen Träumen folgen, leben durch dein Leben. — Wenn der Engel des Todes

deine Augen wird geschlossen haben; so will ich in den Regionen der Ewigkeit dir weit entgegen eilen. — Komm, empfange meine Seele... Justine ziehet den Saint Flour an sich — schließt ihn in ihre Arme — und stößt den letzten Seufzer aus.

Von dem Adel.

Prima mihi debes animi bona: sanctus haberi
Justitiaeque tenax factis dictisque mereri
Agnosco procerem.

Juvenalis.

Vor allem heischt die Welt ein Leben ohne Tadel:
Sie heischt den hohen Seelenadel
Wie eine Schuld von dir. Drum auf und zeige dich
Als Biedermann, als Freund der Tugend; scheue
Weit weniger den Tod als einen Bruch der Treue:
Dann seh' ich's, du bist adelich.

Es ist ein wahres Wagestück sich eine Materie zum Gegenstande seiner Untersuchung zu wählen, worüber zwey mächtige Parteyen in einen heftigen Streit gerathen sind. Je unbefangener, offenherziger und unparteyischer der Autor zu Werke gehet, desto schlimmer ist es für ihn. Die Wüthenden (enragés) werden von der Partey, für die sie wüthen, auch mit Wuth vertheidigt. Der kaltblütige Forscher nach Wahrheit aber macht sich gewöhnlich beyde Parteyen zu Feinden, und wird, wie Pope sagt, von den Torys für einen Whig, von den Whigs für einen Tory gehalten.

Diese leider nur zu wahre Bemerkung hat manchen klugen Mann abgehalten, die Stimme der Wahrheit zu erheben; und obschon eine solche Klug-

heit nicht immer Lob verdient, so muß sie doch sehr oft entschuldigt werden. Nicht jedermann ist in der glücklichen Lage, die Wahrheit freymüthig predigen und, wenn Zeter über ihn gerufen wird, mit philosophischer Kälte sagen zu können: »Mögen sie doch reden, was sie wollen! Was kümmert es mich?"

Wer aber in dieser glücklichen Lage ist, soll bey einem Streite, der die bürgerliche Gesellschaft so nahe angehet, kein stummer Hund seyn, wenn ich diesen starken Ausdruck dem heiligen Paulus abborgen darf. Er soll mit Bescheidenheit beyde Theile an Recht und Billigkeitsliebe erinnern, sich befleißen, wenigstens Einige der Wahrheit zu gewinnen, und durch Besänftigung der Gemüther sie ihrem wahren Endzwecke, der gegenseitigen, auf Ruhe gebauten Glückseligkeit, näher zu rücken suchen.

Wie glücklich würde sich der Verfasser dieses Aufsatzes dünken, wenn auch er etwas zur Erreichung dieses schönen Endzweckes beytragen könnte!

Der Adel ist ein Vorrang, welcher einem Bürger wegen besonderer Verdienste vor seinen Mitbürgern von dem Staate zugestanden wird. Erstreckt er sich auf die ehelichen Kinder, so heißt er Erbadel; ist er mit besondern Ehren, vorzüglich mit dem Rechte, den Hof zu besuchen, vereinigt, so heißt er der hohe Adel. Von diesem ist hier eigentlich die Rede.

Der Ursprung des Adels ist, wie bekannt, in den ältesten Zeiten zu suchen. Er erbte Anfangs nicht auf die Kinder, und wurde, wie die Kronen selbst, meistens auf dem Schlachtfelde erworben. So bald

die Aufklärung, welche von niederträchtigen Schriftstellern als eine Feindinn der bürgerlichen Gesellschaft, als eine Illuminatinn, als eine Jacobinerinn verschrien wird, nur ein wenig ihr Strahlenhaupt empor gehoben hatte, sah man ein, daß Tapferkeit und Heldenmuth zwar verehrenswerthe und nothwendige, aber nicht die einzigen Tugenden sind, deren die bürgerliche Gesellschaft bedarf. Die Wißbegierde erwachte, und man suchte sie zu befriedigen. Da der Adel der vermöglichste Theil der Nation oder vielmehr, nebst der Geistlichkeit, der einzige vermögliche Theil der Nation war, so konnte er sich und seinen Kindern durch lebendige und todte Lehren oder durch Reisen in fremde Länder Unterricht verschaffen; denn die Bildung des Geistes fordert zwar nicht Reichthum, der ist ihr vielmehr im Wege, aber gewöhnlich doch einigen Wohlstand. Man darf sich also gar nicht wundern, daß bey einem rohen Volke die wichtigsten Aemter des Staates ausschließungsweise in den Händen der Adeligen waren. Sie hatten sogar allein das Recht hierzu, da sie allein den Grund des Rechtes, die Fähigkeit hierzu, besaßen. Bey unsern Zeiten ist es freylich ganz anders, und wenn eine Nation das barbarische Gesetz: keinen Unadeligen zu Staatsämtern zu befördern, noch nicht abgeschafft hat; so kann sie den Vorwurf der schreyendsten Ungerechtigkeit oder der größten Rohheit schwerlich von sich ablehnen.

Ehe ich mich über die Rechte des Adels erkläre,

muß ich von seinem Betragen und den Fehlern reden, die man ihm allgemein vorwirft.

Es ist das Loos aller Stände, daß sie von unaufmerksamen Beobachtern nach ihren schlechtesten Mitgliedern beurtheilt werden. Die Thorheit macht Geräusch; darum hat man ihr auch die lärmende Schellenkappe als ein Wahrzeichen gegeben. Die Weisheit hingegen hält sich still, und pflegt nur bey einem wichtigen Anlasse sichtbar zu werden; wichtige Anlässe aber gibt es nicht immer: kein Wunder also, daß man manchen adeligen Thoren, dessen ganzes Verdienst die Ausbildung seines Kutscher-Talentes ausmacht, bemerket und bemerken muß; indessen mancher verehrungswürdige Mann, der mit diesem Thoren nichts als die Vorzüge der Geburt gemein hat, unbeobachtet vor dem großen Haufen sein edles Leben zubringt. Wenn wir also dem Adel die Thorheit einzelner Glieder zur Last legen wollen, so laßt uns auch die vortrefflichen Eigenschaften so vieler Adeligen dem Adel zum Verdienste anrechnen, sonst können wir dem Vorwurfe der häßlichsten Partheylichkeit und des kleinlichsten Neides schwerlich entgehen. O ihr, die ihr diesen Stand mit so liebloser Bitterkeit herab setzet, möchtet ihr doch in das Innere so mancher Familien hinein sehen können! Ihr würdet wahre Liebe für den Monarchen und das Vaterland, innige und aufmerksame Verehrung der Aeltern, thätige Unterstützung des armen Unterthanes, Menschlichkeit und Großmuth gegen die Hausgenossen, zuvor kommende Gefälligkeit gegen Fremde, Achtung für jedes Verdienst, Belohnung

der Künstler und jene zwanglose Höflichkeit erblicken, die einen so großen Reitz über den Umgang verbreitet. Auch der Geist der alten Ritterschaft ist nicht ganz von dem Adel gewichen, und zeigt sich vorzüglich durch seine Vorliebe für Militär-Dienste. Er läßt nicht bloß seine Cadetten, sondern auch seine erstgebornen Söhne die Uniform anziehen, ein unter den andern bemittelten Bürger-Classen fast unerhörtes Beyspiel! Es ist wahr, daß einige adelige Jünglinge diesen ehrwürdigen Stand als einen Zufluchtsort wider Hofmeister und Bücher betrachten: aber wenn sie auch Zügellosigkeit zu der Fahne geführt hat, so hält sie doch nachher die Ehre dabey fest. In dieser Rücksicht und in mancher andern ist es eben so billig als klug, daß dem Adel der Soldatenstand durch schnelleres Vorrücken und durch jede Begünstigung, bey welcher der Dienst nicht leidet, erträglich und angenehm gemacht werde.

Auch hat dieser Stand viele wesentliche Vortheile für den jungen Adel. Er lernt gehorchen: eine für den, der einst befehlen soll, so nothwendige Kunst! Er lernt das Verdienst geringerer Mitbürger ehren, seine Abhängigkeit von ihnen fühlen und das menschliche Elend desto besser kennen, als er es oft mit ertragen muß. Alles dieses macht ihn geschmeidiger, und bewahrt ihn vor dem Hochmuthe, dem gehässigsten aller Laster, welches dem Adel schon so oft und mit so vieler Bitterkeit ist vorgeworfen worden. Wer sich dessen schuldig macht, verdient auch die bittersten Vorwürfe; nur fürchte

ich sehr, daß kaum die Hälfte dieser Beschuldigung die Beschuldigten, die andere Hälfte aber die Beschuldiger treffe. Thorheit gibt es in allen Ständen, und, was nicht zu läugnen ist, einige vom Adel trieben die ihrige so weit, daß sie ansehnliche Staatsbeamte Er nannten, mit den Bürgerlichen nur durch einen Dolmetscher sprachen, und eines Tanzmeisters, wie Joseph der II. war, bedurften, um wenigstens die Complimente erwiedern zu lernen. Doch würde man die größte Ungerechtigkeit begehen, wenn man nicht eingestünde, daß der Theil des Adels, der durch so offenbare Herabsetzung der andern Bürger sich selbst herab setzet, sehr klein und wenigstens in der Hauptstadt beynahe ausgestorben ist. Besser als andere Menschen dünken sich freylich noch viele unter ihnen; aber diese große Achtung ihrer selbst haben sie mit allen Classen der Menschen gemein, und wenigstens äußern sie dieselbe auf eine minder ungesittete Art, als manche höhere Staatsbeamten oder reichere Bürger. Das Wort Bauernstolz selbst beweiset, daß der Hochmuth dem Adel nicht ausschließungsweise eigen sey, und gewiß würde dieser Bauernstolz selbst durch eine vollkommene Gleichheit, wenn sie auch möglich wäre, nicht aus der Welt verbannet werden. Ich fordere alle diejenigen auf, die mit neu Erhobenen (Parvenus) zu thun hatten, ob sie sich nicht manchmahl einen Mann von altem Adel in seine Stelle gewünscht hätten. Die andern Bürger-Classen sollen also ihren Hochmuth selbst ablegen, ehe

sie diese an sich billige Forderung an die höhere Classe thun.

Die Gracchen dürfen nicht Aufrührische verklagen *).

Doch nicht nur die Mitschuld, sondern auch das Betragen der niedern Classen gegen die höhern macht den Stolz der letztern einiger Weise verzeihlich. Es gibt Bürgerliche, die eine Heldenthat auszuüben meinen, wenn sie sich gegen einen Mann von Stande unartig betragen. Kein Wunder, wenn der Beleidigte dann auch sein Ansehen fühlet, und es den Beleidiger fühlen läßt. Jeder richtig empfindende Mensch wird durch Höflichkeit zur Demuth, durch Verachtung zum Stolze gestimmt werden. Andere, welches freylich der ungleich größere Theil ist, sündigen durch eine knechtische Erniedrigung und Zudringlichkeit. So habe ich Frauen vom zweyten Range auf eine höchst niederträchtige Art sich einer Dame an den Hals werfen, und um eine Einladung, ja nur um ein Wort, um ein Lächeln, um einen Blick demüthig betteln sehen. Bey vielen, bey sehr vielen unter ihnen ist der Kammerherrnschlüssel zugleich ein Schlüssel zu ihren Herzen, gesetzt auch, der Mann, der ihn trägt, besitze keine Annehmlichkeiten, weder des Geistes, noch des Körpers. Und nun frage ich: können diejenigen, welche sich selbst so wegwerfen, auf die Hochachtung Anderer Anspruch machen?

*) *Quis tulerit Gracchos de seditione querentes.*

Es gibt noch eine Art Niederträchtigkeit, die aus beyden erst erwähnten zusammen gesetzt ist. Es gibt Zwergseelen, die dem Adel in das Gesicht schmeicheln und hinter dem Rücken ihn verlästern. Alle diese Menschen erniedrigen nicht den Adel, sondern sich selbst und ihren Stand, in so fern nähmlich Einzelne einen ganzen Stand erniedrigen können; und wenn der Adel sie verachtet, so läßt er ihnen nur Gerechtigkeit widerfahren. Selten, ich wiederhohle es, selten werden sich Höhere gegen den Niedern vergessen, wenn dieser sich nicht vorher selbst vergessen und wider die Hochachtung gegen sie oder gegen sich verstoßen hat. Laßt uns also über den Hochmuth der Höhern nur damahls klagen, wenn wir ihn weder durch eine Unart, noch durch eine Kriecherey verdient haben. Dann werden unsere Klagen gerecht, aber gewiß nicht sehr häufig seyn.

Mit besserem Fuge, dünkt mich, kann man Einigen vom Adel die Vernachlässigung der Kinderzucht, und noch Mehreren den Mangel an patriotischer Kinderzucht vorwerfen. Die Französische Sprache wird noch immer als das Hauptgeschäft, die Deutsche gar nicht, oder wenn es hoch kommt, als ein Nebengeschäft betrieben. In der Französischen Sprache lernen die Fräulein die Geographie, die Geschichte, selbst den Katechismus, und verstehen einen gar nicht, wenn man eine Deutsche Stadt, einen Deutschen Fluß, einen Deutschen Helden Deutsch nennet. Viele werden in Klöstern erzogen, wo Deutsch zu sprechen als ein Verbrechen angesehen wird. Wenn sie nun in die

Welt treten, so reden sie ein unverständliches, oft gebrochenes Deutsch. Durch die Beschwerlichkeit, die sie dabey empfinden, und durch die Beschamung, der sie sich ausgesetzt fühlen, wird ihnen ihre Muttersprache vollends verhaßt, und ohne die Nothwendigkeit, sich dem Hausgesinde verständlich zu machen, würden sie dieselbe in kurzer Zeit ganz vergessen haben. Mit den Männern stehet es nicht viel besser. Es ist noch nicht lange her, daß man sich überzeugt hat, ein Deutscher könne einen Deutschen von Adel erziehen; und ohne die Französische Revolution würden viele Väter und Mütter es noch diese Stunde bezweifeln. Erst seit wenigen Jahren, (und Dank sey es den Damen, die, wie in vielen Puncten, also auch hierin die Männer beschämen!) erst seit wenigen Jahren redet man mit unter auch Deutsch, und bekümmert sich wenigstens einiger Weise um Deutsches Verdienst, um Deutsche Literatur. Wie soll der junge Cavalier ein Freund seines Vaterlandes seyn, wenn er es gar nicht kennt, und wenn man ihm von Jugend auf mit einer fremden Sprache den Geschmack an Allem, was fremd ist, beygebracht hat? Doch dieses hat schon mein vortrefflicher Freund Denis in einer Ode bejammert, die als ein Deutsches Product von wenigen gelesen, von noch wenigern verstanden, und vielleicht von keinem, für den sie gemacht ist, nach Verdienst beherziget wird. Wie wahr sagt der edle Dichter:

Wer mit erafften, flatternden Geberden
Fremd durch die Nase spricht,
Wird darum noch kein Volksbeglücker werden,
Schlägt noch die Feinde nicht.

Daß der Adel eine Zierde und eine Stütze der Monarchie sey, kann wohl nicht bezweifelt werden; ob aber ohne ihn die Monarchie sogleich in einen Despotismus ausarten müsse, bleibet sehr problematisch. Zwar behaupten es viele, und erst jüngst Herr von Kotzebue in seinem Buche über den Adel. Von dem Buche selbst will ich nachher weitläuftiger reden. Hier berühre ich nur seinen ziemlich aphorismenmäßigen Satz: »Eine Monarchie ohne Adel wäre ein Mensch ohne Hände. Kopf und Füße können nicht zusammen reichen; aber die Hände reichen an beyde. Wo kein Adel ist, da ist kein Monarch. Die Türkey hat einen Despoten."

Das Gleichniß ist witziger als wahr; denn der Monarch kann und soll sehr oft an die unterste Classe reichen, und wo er es nicht selbst kann, da braucht er ja nicht einzig den Erbadel als einen Stellvertreter. Er kann es auch durch Staatsbeamte bewerkstelligen, besonders in jenen Fällen, wo die Rechte des Adels mit den Rechten der niedern Classe zusammen stoßen, weil niemand zum Richter in seiner eigenen Sache gesetzt werden darf.

Eben dieß gilt von der Beschränkung der Monarchie, worauf die Worte zielen: die Türkey hat einen Despoten. Die Monarchie könnte ja durch Vertreter der niedern Classen eben so gut

beschränkt werden als durch die der höhern *). Der Türkische Kaiser herrscht als Despot, nicht weil sein Land ohne Erbadel, sondern weil seine Macht ohne Gränzen ist. Wäre der König von England ein Despot, wenn auch kein Oberhaus, sondern bloß ein Unterhaus bestünde? Und hörten die Güterbesitzer auf Stände zu seyn, wenn sie nicht geadelt wären? Nicht in Ansehung ihrer Diplome, sondern in Ansehung ihrer Besitzungen ziehet man sie zu Rath, und es wäre sehr billig, daß die unbegüterten Herren und Landstände zwar alle andere Rechte genößen, aber nie eine Stimme gäben. In Oesterreich ist dieses gewiß der Sinn des Gesetzes und der Wille des Fürsten, da jeder Herr und Landmann die Verbindlichkeit, sich anzukaufen, über sich nehmen und zu diesem Ende ein Capital hinterlegen muß.

Nun kommen wir auf die wichtige Frage: »Soll dem Adel ein ausschließendes oder doch wenigstens ein vorzügliches Recht zu irgend einem Amte zugestanden werden?"

Da der Adel ein Vorrang ist, so gebühret ihm vor den Bürgerlichen ein Recht auf bloße Ehrenämter, welche weiter nichts als einen Vorzug geben, und nur die Hof-Etikette, nicht die Staatsverwaltung, betreffen. Hierzu wird auch das Recht gezählet, ein Gesellschafter des Monarchen zu seyn, welches dem Adel ein großes Uebergewicht, selbst

*) Sparta wurde es wirklich durch die aus dem Volke gewählten Ephoren.

in Geschäften, geben sollte. Wer immer um den Fürsten ist, wird man sagen, kann mit etwas Menschenkenntniß die molia fandi tempora leicht erwarten und benutzen. Indessen haben doch die Oesterreichischen Fürsten seit mehr als vierzig Jahren die Rechte des Adels nicht allein nicht vermehret, sondern zum Besten anderer Stände immer beschränket, und den Adeligen außer den Ehrenämtern fast keine Stelle ausschließungsweise eingeräumet, und auf diese Ehrenämter kann ja nur der Adel Anspruch machen. Um diesen Anspruch darf man ihn wahrhaftig nicht beneiden. Solche Ehrenämter bringen, besonders in Oesterreich, wenig genug ein.

Einträglicher und unendlich wichtiger sind die Staatsämter. Zu diesen bringt jeder Bürger als Mitglied des Staates ein Recht mit auf die Welt, und wirksame, lebende Verdienste müssen den Ausschlag geben. Welcher redlich Prozessirende, wenn er auch selbst von Adel ist, wird sich nicht lieber einen weisen und gerechten Richter ohne Titel wünschen als einen bloß betitelten? Welcher Soldat wird nicht lieber unter einem Loudon als unter einem unerfahrnen Prinzen dem feindlichen Heere entgegen gehen? Man kann zwar einwerfen, daß bey gleichen Fähigkeiten derjenige ein näheres Recht an die Aemter des Staates habe, dessen Voraltern sich schon um denselben verdient gemacht haben. Aber dieser in sich billige Einwurf verdient darum weniger Beherzigung, weil es kaum möglich ist, zwey Menschen von gleichen Fähigkeiten zu finden. Selbst unter zwey vortrefflichen

wird sich einer zu diesem, ein anderer zu jenem Amte besser schicken. Die Voraussetzung gleicher Fähigkeiten also beruhet meistens auf einem Mangel von Untersuchung, welcher bey Besetzung wichtiger Stellen nie zu verzeihen ist.

Uebrigens wird sich der Adel, wenn er nur will, immer mit leichterer Mühe den Weg zu Aemtern auf die gerechteste Weise bahnen, das heißt, seine bürgerlichen Mitwerber an Verdiensten übertreffen können. Er hat nicht nur in den Thaten seiner Ahnen ein Beyspiel, das er nachahmen, einen Sporn mehr, der ihn antreiben soll, sondern gewöhnlich noch viele andere Hülfsmittel, die dem Bürgerlichen fehlen. Ihn stören keine Nahrungssorgen im Studieren, nichts unterbricht seinen Eifer. Er braucht nicht als Correpetitor oder Hofmeister durch die Bildung Anderer seine eigene erst möglich zu machen. Bücher, Lehrer, Reisen, Instrumente, Sammlungen, Alles stehet ihm zu Gebothe. Er darf nur wünschen, nur fordern! Wenn er bey aller dieser Leichtigkeit, sich zu bilden, den Bürgerlichen, besonders den Unbemittelten, dennoch nicht übertrifft, ja nicht einmahl erreichet, verräth er dann nicht einen Mangel an Fähigkeiten oder an Fleiß? und verdient er bey diesem Mangel einen Vorzug, worunter nicht nur seine tauglichern Mitwerber, sondern Millionen leiden würden? In Oesterreich hat man seit Josephs Zeiten mehr als irgendwo diese Grundsätze befolget, und in hohen Aemtern das eigene Verdienst schimmern lassen, wenn es auch nicht von Ahnenverdiensten unterstützet

wurde. Wie schmeichelhaft, wie ehrenvoll ist es also für den edlen Adeligen in einem solchen Staate zu einer Würde befördert zu werden! Seine Beförderung selbst beweiset, daß er auf der ruhmvollen Bahn seiner Ahnen fortwandelt, und daß nicht nur ihr Blut, sondern auch ihr Geist auf ihn übergegangen ist.

Ich darf hier eine Abhandlung nicht vergessen, die in der Berliner Monathsschrift (Februar und März 1791) eingerückt, und wenn auch keiner vollkommenen Beystimmung, doch gewiß alles Lobes würdig ist. Der Verfasser H. v. Ramdohr betheuert feyerlich seine gute Absicht und seine vollkommene Unparteylichkeit. Er hätte dieser Betheurungen nicht bedurft. Man müßte sehr boßhaft seyn, wenn man übel von einem Schriftsteller denken wollte, der seine Gründe auf eine so bescheidene, so anspruchlose, so gutmüthige, so anständige Art vorbringt. Er gewinnt auch denen Lesern Hochachtung ab, welche er nie überzeugen wird. Unter diese gehöre ich. Es sey mir erlaubt, seinen Hauptsatz zu prüfen und seinen Gründen die meinigen entgegen zu setzen.

»Das vorzügliche Anrecht des Geburtsadels zu den ersten Staatsbedienungen muß diesem Stande überwiegender Vortheile wegen gelassen werden.”

H. v. Ramdohr gehet mit seinen Gegnern von dem Grundsatze aus, »daß die Präsumtion für eine liberalere Erziehung und Denkungsart bey der Wahl der wichtigsten Staatsbedienungen in Betracht kommen müsse.” Nicht doch! Keine Präsumtion, sondern Ueberzeugung muß hier sprechen. Zu den höch-

sten Staatsbedienungen kann und soll niemand befördert werden, der nicht in geringern Aemtern seine Redlichkeit und Geschicklichkeit durch mehrere Jahre bewiesen hat. Wehe dem Lande, dessen Fürst hier auf ein Gerathewohl, auf ein Vielleicht, hin wählet, und sich durch Voraussetzungen, durch eitle Vorzüge, durch Vorurtheile blenden läßt! Auch irrt der Herr Verfasser, da er behauptet, der Jüngling vom ersten Range werde im Allgemeinen besser und liberaler erzogen als der vom zweyten. Ohne gehässige Beyspiele anzuführen, berufe ich mich auf öffentliche Institute, wie zum Beyspiele in Wien das Theresianum war, und ein ähnliches noch ist, wo Jünglinge von beyden Ständen auf eine vollkommen gleiche Art erzogen werden.

Ueberhaupt legt der Verfasser einen zu großen Werth den Präsumtionen bey, die doch bey aufgeklärten Menschen nur in Ermangelung besserer Gründe gelten müssen. Praesumtio cedit veritati. Er klage also nicht, »daß die Menschen bald gar nicht mehr auf diese Präsumtion achten werden." Mögen sie doch weder auf diese, noch auf irgend eine andere Präsumtion zu viel achten, und nur den wirklichen, nicht den präsumirten Tugenden huldigen!

Den zweyten Einwurf, daß einzig der Adel dem Despotismus Einhalt thun könne, habe ich schon oben gegen H. v. Kotzebue gehoben. Die übrigen Einwürfe, da sie meistens auf dem Grundsatze der Präsumtion beruhen, könnte ich gleichfalls als Pfeile ansehen, die mich nicht treffen. Aber ich bin

es der Wichtigkeit der Materie und der Würde meines Gegners schuldig, lieber etwas weitläuftiger zu seyn, als einen einzigen wesentlichen Punct mit Stillschweigen zu übergehen.

S. 141 entwirft H. v. R. ein Bild von der Erziehung des Adels, welches von Unparteyischen eher für ein Ideal als für eine historische Darstellung dürfte gehalten werden. Wenn man also in der Thatsache selbst uneins ist, so hält es schwer sich über die daraus gezogenen Folgen zu vergleichen. Eine besondere Betrachtung verdient die angeführte Rede Ludwigs des XIV., der zum Herzoge von Lauzun im Zorne sagte: »Ich würde sie schlagen, wenn sie kein Edelmann wären." »Schreckliches Wort," fährt H. v. R. fort, »schreckliches Wort eines Despoten, der, eingedenk der Ehre des einzelnen Standes, seine eigene Würde und die Würde der Menschheit aus den Augen setzte; aber allemahl ein Beweis, daß er an diesem Stande etwas schätzte, das er ihm nicht nehmen konnte, ohne die öffentliche Meinung zu beleidigen."

Eben deßhalb zeigte sich Ludwig als einen Despoten, weil er ein bloßes Vorurtheil mehr achtete, als eine wahre Pflicht. Zu unsern Zeiten, wo auch die öffentliche Meinung durch die Aufklärung berichtiget wird, schätzen gewiß die meisten Fürsten den trefflichen Staatsbeamten höher als den müßigen Edelmann. Diese Gesinnung der Fürsten müssen wir als wahr, als nützlich, als nothwendig für Staat und Menschheit nach allen Kräften unterstützen. Doch lassen wir H. v. R.

fortfahren: was er jetzt sagt, ist einer der wichtigsten Gründe.

»Wie sehr muß dieß den Muth des Edlen, der zugleich Geburtsadel besitzt, zu dreisten Vorstellungen an den Fürsten verstärken." Sehr wahr. Doch dürfte dieser Muth nicht eher von der Vermöglichkeit des Ministers als von seinem Adel abhängen? Der reiche Mann wird in solchen Fällen lieber seine Stelle wagen als der arme. Ueber dieß hat jede Sache zwey Seiten. Laßt uns annehmen, ein Monarch müsse eine Verfügung zum Nachtheile des Adels und zum Besten anderer Stände treffen. Wer wird ihn hierin kräftiger unterstützen, der adelige oder der bürgerliche Minister? Ja wird der Erstere bey einer solchen Gelegenheit, seines Standes, seiner Familie, seiner immer dauernden Vortheile wegen, ein Staatsamt, das weder auf seine Kinder erben, noch ihm mehr Glanz geben kann als seine Geburt, nicht mit Freuden auf das Spiel setzen? Der bürgerliche Minister wird unter andern Umständen wahrscheinlich eben so für seinen Stand parteyisch seyn. Ein weiser Fürst kann also am leichtesten entscheiden, wenn er Minister aus beyden Classen und folglich Gelegenheit hat, die Gründe des Einen gegen die Gründe des Andern abzuwägen. Eine solche Ordnung wird dem Staate und beyden Classen manchmahl mehr nützen als die Repräsentationen.

Es würde nicht schwer seyn, manche einzelne Sätze des H. v. R. zu widerlegen; aber da er selbst auf einige keinen großen Werth zu setzen scheint,

und ich nur eine Abhandlung, kein Buch zu schreiben Willens bin; so wird man es mir zu gute halten, wenn ich nur seinen Hauptbeweis prüfe.

»Was ich dagegen fürchte, und was den wichtigsten Grund für meine Meinung zu enthalten scheint, ist, daß durch die Eröffnung eines gleichen Anspruches auf die ersten Staatsbedienungen für alle wohl erzogene Menschen der Ehrgeitz zu sehr in Bewegung gesetzt werden und der Geist der Stände zu sehr verloren gehen möge.“

Auf die ersten Staatsbedienungen kann und muß niemand Anspruch machen, als derjenige, der schon ein an sie gränzendes Amt längere Zeit mit Ehren bekleidet hat. Laßt uns also ein Raths-Collegium von zwanzig Räthen denken. Ist es dem Staate schädlich, wenn der Ehrgeitz aller Zwanzige in Bewegung gesetzt wird, das ist, wenn alle Zwanzig, in Hoffnung einst die Präsidenten-Stelle zu erlangen, die Pflichten ihres Amtes mit größerer Pünctlichkeit erfüllen, als wenn nur der Ehrgeitz von fünf adeligen Räthen in Bewegung gesetzt, nur unter diesen eine Nacheiferung veranlasset wird?

Eben so ist es mit dem Geist der Stände, wie ihn der Verfasser nennt. Der Geist, den der Rath brauchet, ist eben derselbe, dessen der Präsident bedarf, und ein vortrefflicher Rath wird gewiß ein guter Präsident seyn. Was der Verfasser über den Geist der Stände sagt, finde ich theils dunkel, theils gegen die Erfahrung, und noch mehr gegen die natürliche Billigkeit. Er hält es für sehr gut, »wenn Menschen, die sich einem gewissen Stande gewidmet

haben, nicht allein für ihre Person auf Lebensdauer, sondern auch mit ihren Generationen eine längere Zeit hindurch darin aushalten." Hätten also Demosthenes und Marius bey ihrer väterlichen Schmiede bleiben, und Cicero ein homo novus das Consulat dem ahnenreichen Catilina oder Cethegus überlassen sollen? Gewiß ist dieses die Meinung des Hrn. v. R. nicht; gewiß fände er es selbst sehr grausam, wenn man dem bemittelten Handwerksmanne verwehren wollte, seinem einzigen Sohne eine bessere Erziehung und mit derselben Ansprüche auf eine höhere Stufe zu geben.

Aber wenn die Söhne der Handwerker auf Staatsbedienungen hoffen können; was soll aus den Kindern der ersteren Classen werden? Der Staat wählt taugliche Beamte, wo er sie findet, und kann und soll sich nicht um das Fortkommen einzelner Menschen bekümmern. Genug, wenn er ihnen alle Wege, sich ehrlich zu ernähren, erleichtert. Auch wird es niemanden an Nahrung fehlen, wenn man nur die Vorurtheile besiegen und sich überzeugen will, daß Faulheit und Müßiggang schändlicher sind als Fleiß und Arbeitsamkeit. Die ungerechte und schädliche Meinung, daß die Kaufmannschaft den Adel entehre, haben wir ziemlich abgelegt, wiewohl sie in einigen Ländern selbst durch die Gesetze bestätiget ist. Viele unserer ansehnlichsten Familien besitzen Fabriken und zwar unter ihrem Nahmen, dessen Glanz hierdurch in den Augen vernünftiger Menschen nicht vermindert, sondern vermehrt wird. Auch dieses ist eine wohlthätige Wirkung der Aufklärung, welche

sich hauptsächlich mit Hinwegräumung veralteter und schädlicher Vorurtheile beschäftiget. Sie ruft dem Adeligen zu: Du schämst dich keinesweges, das nicht von dir gebaute Korn deiner Felder, die nicht von dir abgeschorene Wolle deiner Schafe zu verkaufen; warum schämst du dich denn, das Werk deiner eigenen Hände, die Frucht deines eigenen Fleißes zu verkaufen? Gehört nicht mehr Kopf dazu, eine Waare oder gar ein Kunstwerk hervor zu bringen, als Dinge zu sammeln und zu verwahren, welche die Natur selbst darbiethet, besonders wenn du ihre Gaben durch keine weise Landwirthschaft vermehrt und veredelt hast? Du siehst, daß Unadelige als Künstler während ihres Lebens reichlichen Unterhalt und nach ihrem Tode ewigen Ruhm sich erwerben. Warum betrittst du nicht auch diese ehrenvolle Bahn? Rubens und van Dyk eilten von ihrer Staffeley als Gesandte oder Lieblinge an die Höfe der Könige, und Raphael hätte sich vielleicht die höchste Würde im Kirchenstaate, einen rothen Hut, ermahlet, wenn der Tod ihn nicht in der Blüthe seiner Jahre dahin gerafft hätte. Kann eine Beschäftigung, welche die Bewunderung der Nachwelt erwecket, dich in den Augen deiner Zeitgenossen herab setzen?

Wenn die Aufklärung also spräche (und wirklich spricht sie so), was könnte man ihr antworten? Nichts. — Aber schämen müßte man sich, sie, die Lehrerinn und Wohlthäterinn des menschlichen Geschlechtes, vergebens predigen zu lassen. Indessen gibt es doch wenigstens einige weise und gute Menschen, die den Muth haben, ihr zu folgen. Ich fand vor

einigen Jahren in einem Theater-Almanach einen Grafen aus einer der ältesten Böhmischen Familien als Theater-Mahler. Ich kenne diesen Mann und seine Schicksale nicht, doch empfand ich inniges Mitleiden und wahre Hochachtung für ihn. Das Glück hat ihn vergessen, dachte ich, und er, wahrscheinlich viel zu edel, sich reicheren Befreundten aufzudringen, oder sich mit Schuldenmachen, Spielen und andern niedrigen Kunstgriffen durch das Leben durchzubetriegen, hat den Muth, von seinem Talente zu leben, und laut es zu bekennen, daß er davon lebt. Glückliche Zeiten, wenn die Menschen aufgeklärt genug seyn werden, seinem Beyspiele zu folgen, wenn nichts herab setzen wird, als ein niederträchtiges Betragen. Doch lasset uns nach diesem langen, aber nicht unnützen Absprunge zur Abhandlung des H. v. R. zurück kehren und seine letzte Bedenklichkeit heben.

Er fürchtet, »daß der Zugang zu den höchsten Stellen zu sehr erleichtert und das Zudringen zu sehr wird vermehrt werden.“ So bald nur die ältesten und vorzüglichsten Diener des Staates als Candidaten zu diesen Stellen erscheinen dürfen, kann dieses weit weniger zu befürchten seyn, als wenn die Adeligen, ohne die Mittelstufen zu durchgehen, einen Anspruch auf die höchsten Aemter machen könnten. Es gibt ja weit mehr Adelige, als es verdienstvolle Staatsbeamte gibt.

Wenn also der Adelige diesen nicht im Wege stehet, wenn er bey Beförderung zu Staatsämtern kein ausschließendes, ja nicht einmahl ein vorzügli-

ches Recht vor ihnen genießet, wenn er weder das Eigenthum, noch die Person der Bürgerlichen kränken darf, wenn er sie noch über dieß durch Herablassung und Freundlichkeit für den einzigen Vorzug, den Rang, schadlos hält: zeigt es dann nicht einen kleinlichen Neid und eine niederträchtige Eitelkeit an, ihm auch diesen Vorzug nicht gönnen zu wollen? Wer niemanden vor sich sehen kann, verdient nur gar oft, niemanden hinter sich zu sehen.

Ich habe oben ein Urtheil über das Buch des Hrn. v. Kotzebue versprochen. Hier ist es ohne Zurückhaltung. Mir hat sein Buch sehr mißfallen. Man trifft die gröbsten Schmeicheleyen und zugleich so unartige Ausfälle auf den Adel darin an, daß kein gesitteter Mensch dergleichen weder auf Adelige, noch auf Unadelige zu thun sich erlauben sollte. Ist zum Beyspiele der Ausdruck adelige Ochsenköpfe nicht eine Zimmermannische Inurbanität? Doch wir wollen in der Ordnung bleiben.

Zuerst gibt der Verfasser Nachrichten von dem Adel mancher Völker, deren Nahmen wir kaum aus einigen Reisebeschreibungen kennen. Er will hierdurch die Allgemeinheit des Adels beweisen und die Nothwendigkeit desselben daraus folgern. Aber wir und H. v. K. selbst wissen von der Staatsverfassung dieser Völker viel zu wenig, und aus einzelnen Thatsachen, wenn sie auch wahr sind, läßt sich keine sichere Folge ziehen. Hierzu kommt, daß einige von seinen hier angeführten Völkern gar keinen Adel, andere keinen erblichen kennen, noch mehrere aber sich bey Ertheilung des Adels auf eine Art betragen, die

weder ihn, noch ihre Weisheit in ein sehr günstiges Licht setzet.

Was H. v. K. von den Römern sagt, gäbe von seiner classischen Literatur keine gute Vermuthung, wenn er auch nicht das sonderbare vir inluster gebraucht hätte: eine Form, welche ihm die Grammatiker schwerlich werden hingehen lassen. S. 36 heißt es: »die Kaiser schufen neue adelige Aemter, Comes, Praefectus, Consul, Proconsul;" in welchem Satze fast mehr Fehler als Wörter sind. Sollte H. v. Kotzebue nicht wissen, daß die Würde des Consuls und Proconsuls älter ist als die kaiserliche, und daß vom Jahre 388 von E. d. S. das Consulat aufgehört hat, ein adeliges Amt zu seyn. Im Gegentheile mußte von dieser Zeit an auch immer ein Plebejer gewählt werden. Eine gleiche Beschaffenheit hatte es mit dem Proconsulate, welche Würde den Consulen, die eben abgingen, zu Theil wurde.

Praefectos gab es mehrere; darum braucht man das Wort Praefectus nie allein wie H. v. K., sondern setzt immer ein Bestimmungswort hinzu: z. B. urbi, palatio etc. Der Praefectus urbi war eine schon unter den Königen bekannte Würde, die aber zur Zeit der Republik ziemlich einging, da sie durch die Würde des Prätors ersetzt und verdrängt wurde. August stellte sie wieder her, und schuf auch Praefectos praetorio. Die Praefectura annonae war gleichfalls älter als die Würde der Kaiser; aber erst unter ihnen wurde sie zu einem beständigen Amte. Andere Praefecti, als castrorum, classium, fabrorum, wa-

ren weder ein Vorzug des Adels, noch eine Erfindung der Kaiser. Sonderbar ist es, daß H. v. K. des einzigen adeligen Amtes unter der Republik nicht erwähnt, der Prätur, welche darum ist eingeführt worden, daß die Adeligen über die von den Plebejern erzwungene Mitehre des Consulates sich trösten mögen. S. den Livius VI. B. 42. C. Man sieht aus allen diesen Unrichtigkeiten, wie seicht und unzuverlässig Hr. v. K. geschrieben, und wie wenig er die Römische Staatsverfassung gekannt hat. Auch von der Ungerischen und Deutschen muß er nicht am besten unterrichtet seyn. S. 20. behauptet er: »der Ungerische Edelmann dürfe sich mit Recht dem Könige widersetzen, wenn die Grundgesetze seines Vaterlandes angetastet werden."

Wenn schon im Decrete Andreas des II. von 1222 dem Adel ein solches Vorrecht gegeben wurde, so trägt es doch die Spuren der unaufgeklärten Zeiten zu deutlich, und wurde von der Nation selbst bey der Krönung Josephs des I. 1687 aufgehoben. Auch kann die innerliche Ruhe mit einem so albernen Privilegium unmöglich bestehen. Denn wenn nicht bey jeder Klage eines Edelmannes der Landtag soll zusammen berufen werden, seine Kränkung zu untersuchen; so müßte man entweder dem Edelmanne selbst oder dem Könige das Recht einräumen, Richter in ihrer eigenen Sache zu seyn. Im letztern Falle wäre das Privilegium unnütz, im erstern nicht bloß eine Herabsetzung, sondern eine Vernichtung der königlichen Würde; indem der König schlechter als jeder Staatsbürger daran wäre, der wenigstens nicht sei-

nen Widersacher als Richter erkennen muß. Dieses alles hat H. v. K. eben so wenig überdacht, als seinen bittern, unverdienten Ausfall auf das Haus Oesterreich. Fern sey es von mir, die kindliche Liebe der Ungern zu Marien Theresien zu verkennen und einen Eifer zu lästern, welcher die Monarchie gerettet hat, und der noch in den spätesten Zeiten als ein Beyspiel des edelsten Enthusiasmus für gute Fürsten wird bewundert werden. Einer solchen Niederträchtigkeit kann sich nur der Verfasser von Babel und Ninive und sein Spießgesell, der Schreiber der so genannten großen Wahrheiten, schuldig machen. Doch wenn ich einerseits der Ungerischen Nation Gerechtigkeit widerfahren lasse, so wünsche ich auch andererseits, ihre Fürsten nicht herab gesetzt zu sehen. Sie selbst wird sich alle Complimente auf Kosten ihres Herrscherhauses recht sehr verbitten; sie selbst wird gestehen, daß, wenn sie diesem Herrscherhause so oft treue und ersprießliche Dienste geleistet hat, sie auch von ihm unzählige Mahle nicht nur Schutz und Hülfe wider die Türken, sondern auch Cultur, Wissenschaften, Aufklärung erhalten habe. Wenn also die Ungern und die Oesterreicher sich nachbarlich die Hände reichen, so können sie nicht anders als mit Unwillen den Lärmen der Schriftsteller hören, welche so gern den alten Zwist aufwecken und ihre brüderliche Einigkeit stören möchten. Doch von Hrn. v. Kotzebue will ich noch glauben, daß er minder aus bösem Willen als aus Unwissenheit in der Geschichte und dem Staatsrechte der Nationen gefehlt habe.

Diese Unwissenheit blickt überall hervor. So sagt er S. 67 von dem unmittelbaren Reichsadel: er sey ein Reichsstand und genieße alle Rechte eines solchen. Die Befugniß, auf dem Reichstage zu erscheinen, gehört doch auch zu den Rechten eines Reichsstandes, oder, besser zu sagen, ohne dieses Recht läßt sich ein Reichsstand nicht wohl denken. Dennoch genießt der unmittelbare Reichsadel dieses Recht nicht, so wie er auch zu den Reichsbedürfnissen nichts beyträgt. Es ist nicht fein, ein Buch über den Adel zu schreiben und so weltbekannte Dinge nicht zu wissen.

Doch wenn auch die Kenntnisse des Herrn von Kotzebue seicht sind; wenn nur wenigstens seine Philosophie gründlicher wäre! Aber leider findet man größten Theils nur Declamationen und nicht selten so offenbare Falschheiten und Widersprüche, daß man sich nur wundert, wie sie der Verfasser hat hinschreiben können. S. 172 heißt es: »Aus diesem (dem alten Adel), ihr Fürsten, wählet eure Räthe, denn ihnen gehorcht das Volk gern. Es betrachtet sie und euch zum Herrschen geboren. Aber stoßt sie zurück unter den Pöbel, wenn sie nicht zu herrschen lernten.“

Die meisten Monarchen Europens, und besonders die einzige Katharina, befolgen diesen Rath nicht, und sehen bey Besetzung der Rathsstelle zuerst auf den Adel des Geistes und Herzens, dann auf den Adel der Geburt. Zum Herrschen geboren ist eigentlich niemand, als der Kronprinz in einem Erbreiche, und auch der ist es nur deßhalb,

weil, selbst in dem schlimmen Falle seiner geringen Fähigkeit und Bildung, das Uebel, ihn zum Regenten zu haben, weit geringer ist, als das Uebel, durch eine unbestimmte Erbfolge innerlichen und äußerlichen Kriegen ausgesetzt zu seyn, wie es das arme Pohlen dem Hrn. Paine deutlich erklären könnte. Diese Ursache streitet für die Erbfolge der Rathsstellen nicht. Bey ihrer Besetzung geht es gewöhnlich sehr friedfertig her. Rußland selbst hat wohl manchen Bürgerlichen befördert, ohne daß es deßhalb in Kriege wäre verwickelt worden. Doch so viele Geschmeidigkeit H. v. K. in diesem Satze zeiget, so viele Grausamkeit läßt er in Folgendem blicken. Er behandelt den Adel, wie man in Rußland die Popen behandelt, die man erst mit einem demüthigen Handkusse beehret, und gleich darauf derb abprügelt. Was? Weil der Adelige die schwere Kunst zu herrschen nicht gelernt hat, so soll er des Adels und aller damit verbundenen Rechte beraubt werden? Denn was soll der Ausdruck: *stoßt ihn zurück unter den Pöbel*, wohl anders bedeuten? Man kann ein ehrlicher, ja sogar ein edler Mann seyn, und aus Mangel an Talenten oder Ausbildung zu keiner Rathsstelle, noch viel weniger zu einem Herrscher taugen. Soll man deßhalb seinen ganzen Stand verlieren, und so hart gestraft werden, als in allen *Unkotzebueschen* Staaten nur Criminal-Verbrecher gestraft werden? Minder seltsam, aber viel vernünftiger wäre es gewesen, den Fürsten zuzurufen: »Wählet zu Räthen Männer von geprüfter Redlichkeit und Weisheit; gleichviel ob sie von altem,

»von neuem, oder gar nicht von Adel sind; denn »diese werden nicht durch ein Vorurtheil, sondern »durch ihre Handlungen, sich die Ehrfurcht ihrer »Mitbürger erwerben, und sie ewig erhalten. Aber »die an Kopf und Herzen Beschädigten stoßt — zwar »nicht gleich unter den Pöbel zurück (das wäre gar »zu sultanmäßig), aber zurück vom Rathstische, »entfernt sie von allen Geschäften und aller Gele»genheit, schädlich zu werden."

Ehe ich meine Bemerkungen über das Buch des Hrn. v. K. schließe, möchte ich ihn doch fragen, was er eigentlich mit dem zweyten Capitel sagen wollte. Es ist überschrieben: »Vorzüge und Gebre»chen der Seele pflanzen sich fort wie die des Kör»pers." Hr. v. K. meint, weil die Natur edle und unedle Raßen schuf; so könnte sie auch edle und unedle Familien schaffen. Das könnte wird hier wohl nicht von der bloßen Möglichkeit zu verstehen seyn; denn es wäre höchst abgeschmackt über eine Möglichkeit zu vernünfteln, die uns gar nicht angehet, und wovon wir nicht die mindeste Spur in der Natur antreffen. Hr. v. K. würde gewiß den Naturhistoriker auslachen, der über die Möglichkeit, daß der Mensch vier Hände von der Natur hätte empfangen können, ein eigenes Capitel geschrieben hätte. Er muß also wenigstens eine Wahrscheinlichkeit, eine Vermuthung, daß so etwas geschehen sey, und noch geschehen werde, voraus setzen. Auch setzet er sie voraus, wie es seine Ueberschrift, sein ganzes Capitel, und das gleich Anfangs darin angeführte Gleichniß von Raßen und Familien be-

weiset. Doch dieses Gleichniß scheint mir nicht passend; denn man kann wohl einen Lappländer von einem Deutschen auf den ersten Blick unterscheiden; aber aus mehreren Deutschen den Stiftsmäßigen wittern, ist eine Aufgabe, die selbst Lavater nicht wird lösen wollen. H. v. K. hätte sich also ein großes Verdienst um die Physiognomik erworben, wenn er sein Buch mit Kupfertafeln geziert hätte, worin er alt adelige Nasen, Augen, Wangen u. s. w. mit neu adeligen und unadeligen hätte contrastiren lassen. Freylich würde auch diese Mühe ihren letzten Endzweck verfehlt haben. Denn gesetzt einer wäre edel geboren, was könnte es ihn oder die menschliche Gesellschaft helfen, wenn er durch schlechte Erziehung unedel geworden wäre? Ein Fall, dessen Möglichkeit H. v. K. wohl nicht läugnen wird. Ungehindert des Horazischen: »Auch in Pferden ist »die Vortrefflichkeit des Vaters anzutreffen," würde ein Sohn des berühmten Rennpferdes Eclipse schlecht laufen, wenn man ihn bis in das zwölfte Jahr nicht dazu angehalten hätte? Nun möchte ich Hrn. v. K. fragen, ob ein solcher edel Geborner, aber unedel Erzogener seinen Adel, oder ob er seinen Unadel auf seine Kinder fortpflanzen werde. Ich möchte ihn fragen, wie es komme, daß oft zwey Kinder von denselben Aeltern so ungleiche Denkungsart und Sitten zeigen. Ich möchte ihn fragen, warum so mancher Sohn boßhafter Aeltern vortrefflich und mancher Sohn vortrefflicher Aeltern boßhaft geworden, und daher das Sprichwort: Heroum filii noxae als ein Gegensatz dessen: Der Apfel

fällt nicht weit vom Stamme, entstanden sey. Doch wo u alle diese Fragen, und wozu das ganze Capitel? Hier will Herr v. Kotzebue den Adeligen einbilden, daß sie Wesen einer höhern Art sind, und S. 124 spricht er ihnen echte Tugend und wahres Glück geradezu ab, und behauptet, diese wären nur im Mittelstande zu finden. Das heißt doch den Leuten bald das Rauchfaß, bald die Faust unter die Nase stoßen!

Zuletzt noch eine Anecdote, die ich einer Aeußerung des Hrn. v. K. entgegen stelle, ob er gleich folgenden Trumpf darauf zu setzen beliebt hat: »Der wäre ein blinder Nachbether des Helvetius, der behaupten wollte, die Erziehung könne einen Herostrat zum Sokrates umschaffen." Wie aber, wenn allein oder doch größten Theils die Erziehung den Sokrates zum Sokrates gemacht hätte? Cicero, der kein blinder Nachbether des Helvetius soll gewesen seyn, erzählt folgende Geschichte (Tusc. Quaesr. IV. 37.): Zopyrus, ein Physiognomiker von Profession, legte in einer Gesellschaft dem Sokrates viele Untugenden zur Last, und wurde von den Anwesenden, die nichts dergleichen je an Sokrates bemerkt hatten, weidlich ausgelacht, von dem Weisen aber selbst entschuldigt. Diese Fehler sind mir angeboren, sagte Sokrates, aber durch Vernunft habe ich sie abgelegt.

Ich will nun in wenig Worten den Sinn meiner Abhandlung zusammen fassen. Der Adel ist ein Vorrang, welchen der Staat gibt. Man würde also gegen den bürgerlichen Gehorsam fehlen, wenn

man dem Adel nicht mit Ehrerbiethung begegnete. Viele Adelige verdienen weit mehr: sie verdienen die innigste Verehrung aller edlen Menschen. Leider aber ist man geneigt die Stände nicht nach ihren bessern, sondern nach ihren schlechtern Mitgliedern zu beurtheilen! Wenn wir niemahls der Achtung gegen den Adel oder gegen uns selbst zu nahe treten, so werden wir selten Ursache haben, uns über seinen Hochmuth zu beklagen. Mit größerm Rechte könnte man seine Kinderzucht tadeln. Diese ist in manchem großen Hause vernachlässigt und in noch mehrern unpatriotisch. Der Adel hat ein ausschließendes Recht auf bloße Ehrenämter. Bey Verleihung der Staatsämter hingegen muß vorzüglich auf Treue, Fähigkeit und Erfahrung gesehen werden. Die treffliche Abhandlung des Herrn von Ramdohr und das — nicht treffliche Buch des Herrn von Kotzebue werden zergliedert. Die erstere, wenigstens wie es mich dünkt, widerlegt, das zweyte getadelt.

Ueber die Umgangssprache *).

Es gehört bey uns gleichsam zum Luxus außer seiner Muttersprache — leider oft ohne seine Muttersprache! — eine andere zu wissen, theils um sich von dem großen Haufen zu unterscheiden, theils um in Gegenwart der Bedienten über alle Gegenstände frey und unverstanden sich unterhalten zu können. Zu dieser Umgangssprache ist bey uns und in mehreren nordischen Ländern die Französische erwählt worden. Es wird schwer halten, sie um dieses Vorrecht zu bringen, da man sich schon seit einem Jahrhunderte an sie gewöhnt, und der Vater sie dem Sohne, die Mutter der Tochter mit der ersten Erziehung beygebracht hat. Selbst jetzt, da das ganze Vaterland und besonders die höhern Stände so viele Ursachen haben, sich über die Franzosen zu beklagen, selbst jetzt bemerkt man keine große Veränderung. Man hört noch immer die Französischen Vorkehrungen Französisch tadeln, und Französisch versichern, daß die Französische Nation vom Angesichte der Erde soll weggetilgt werden.

Ohne ängstlich zu überlegen, wie viel eine Predigt über diesen Gegenstand nützen werde, bin ich

*) Diese Abhandlung wurde lange vorher geschrieben, ehre die Franzosen sich mit dem Blute ihres nur zu guten Königs besudelt haben. Man darf hoffen, daß sie nun doppelt willkommen und — wirksam seyn wird.

entschlossen eine zu halten, und die Nachtheile zu zeigen, die aus der Annahme einer fremden Sprache nothwendig folgen müssen, und leider bey uns wirklich erfolgt sind. Zuletzt werde ich einen Vorschlag thun, dem Uebel zu steuern.

Mit der Liebe zu einer fremden Sprache ist die Liebe der Nation, von welcher sie gesprochen wird, fast immer verknüpfet. Man betrachtet jeden Thoren, der aus diesem Lande kommt, als ein höheres oder doch angenehmeres Wesen, denn die Alletagsgeschöpfe, unsere Landsleute. Man findet alle Waaren, die daher gebracht werden, besser, geschmackvoller, und was noch mehr als beydes ist — modisch. Man füllt seine Bücherschränke, wenn man sie auch nur zur Parade hat, mit Büchern dieser Nation an, und glaubt sich auf dem höchsten Gipfel der Bildung, wenn man alles Heimische abgelegt hat. Solche Leute sind wahre Fremdlinge in ihrem Vaterlande. Die einzige Ehre, die sie ihm noch anthun, ist, sich von den Renten zu nähren, die es ihnen liefert.

Ich brauche hier nicht die Frage aufzuwerfen, ob ein solches Betragen allen Patriotismus ausschließe, oder ob eine Nation ohne Patriotismus groß werden könne. Jedermann wird die erste Frage mit Ja, die zweyte mit Nein beantworten. Jedermann wird gestehen, daß unsere Sprache gebildeter, unsere Künste und Manufacturen blühender, unsere Literatur geschätzter und älter seyn würde, wenn der mächtigste und reichste Theil der Nation Deutsch gefühlt, Deutsch gedacht, sich Deutsch be-

tragen hätte. Man klage daher nicht, wenn Deutsche Schriftsteller die Deutschen Großen nicht lieben. Sie empfangen so oft ja nur Undank und Verachtung von ihnen. Eine Deutsche Prinzessinn brach vor ungefähr funfzehn Jahren in ein lautes Gelächter aus, als eine Deutsche Mutter ihr sagte, ihre Tochter lerne die Regeln ihrer Muttersprache. Sie konnte gar nicht begreifen, daß die Deutsche Sprache, so wie die Französische, Regeln haben könne.

Wozu denn diese aufgewärmte Moral? rufen hier einige Wiener; das hat man uns ja schon hundert Mahl gesagt.

Noch nicht genug, wie ich leider täglich sehe! Wenn ihr also immer fort die alte Sünde begehet, so möget ihr auch immer fort die alte Predigt hören.

»Aber eine Umgangssprache hatte man doch nö»thig. Hätte man nun eine andere als die Franzö»sische gewählt, so würde man das Uebel nicht auf»gehoben, nur gegen ein anderes verwechselt haben."

Das ohne Zweifel geringer gewesen wäre. Die Zuthätigkeit der Französischen Nation und ihr für unsern Charakter und — Beutel so unglücklicher Erfindungs- und Neuerungsgeist, der uns durch einen beständigen Modewechsel von Waaren aller Art mit einem ordentlichen Tribut belegte, machten, daß die Vorliebe für sie uns nachtheiliger wurde, als es die Vorliebe für eine andere Nation geworden wäre.

Was übrigens die Nothwendigkeit einer Umgangssprache betrifft, so ist sie mir eben nicht einleuchtend. Kommen doch die Portugiesen, die Spanier, die Italiäner, die Engländer, ja die Fran-

zosen selbst mit einer einzigen Sprache, und zwar mit ihrer eigenen, aus, ja halten es sogar für eine größere Schande, diese zu verhunzen als eine fremde. Merkt es wohl, meine geliebten Wiener! Alle diese Nationen halten es für eine größere Schande ihre eigene Sprache zu verhunzen als eine fremde.

Doch wenn ihr eine Umgangssprache für gar so nothwendig haltet, so lernet — Latein.

»Was? diese den Damen so verhaßte Sprache?"

Sie ist es ihnen nur darum, weil sie den Begriff der Pedanterey damit verbinden. Auch hören sie nie Latein, als allenfalls von dem Informator ihrer Brüder, ihrer Söhne, der oft selbst nicht gar viel weiß, oder von einer lächerlichen Person auf dem Theater. Die Lesung der Römer würde sie bald von ihrem Vorurtheile zurück bringen, und auch eine bloße Uebersetzung des galanten Ovid, des zärtlichen Tibull, im Geiste, aber ja nicht im Sylbenmaße des Originals: würde gewiß eine große Veränderung in ihrer Denkungsart bewirken.

Diese Sprache ist einmahl zu schwer, ruft ein süßes Herrchen, das einige Französische und Deutsche Wörter, aber gar keine Sprache gelernt hat. Ich gestehe, sie ist schwerer als die Französische, die Aussprache abgerechnet. Aber wenn man auch etwas mehr Zeit bey ihrer Erlernung hinbrächte, so würde man doch diese Zeit bey Erlernung anderer Sprachen wieder ersparen. Mit der halben Mühe würde man Französisch und Englisch, und fast ohne Mühe Italiänisch und Spanisch lernen.

»Aber wie?" wirft hier ein Eiferer für die Reinigkeit der Lateinischen Sprache ein, »würde nicht »hierdurch die Lateinische Sprache selbst verderbet »werden? Wir müßten ja die uns gewöhnlichsten, »den Römern aber unbekannten Dinge mit barba»rischen Wörtern bezeichnen."

Allerdings. Aber was verschlüge uns das? Laßt einzelne Wörter barbarisch seyn; so lange die Redensarten rein bleiben, so würden wir doch nie zu einem Ungerischen Latein herab sinken; denn wenn ein Theil dieser Nation das Latein im Reden verdirbt und unverständlich schreibt, so ist es minder wegen Einstreuung einzelner barbarischen Wörter, als weil auch die Wendungen unlateinisch sind, und weil man nicht bloß in Ermangelung echter Ausdrücke, sondern aus Unwissenheit, Bequemlichkeit, ja sogar aus Höflichkeit und Titelsucht neue geschmiedet hat. Uebrigens spotten wir, so viel wir wollen, über das Küchen-Latein der Ungern. Sie haben Trotz dessen nicht nur viele treffliche Lateiner unter ihren Gelehrten, sondern auch mehr große Kenner der Römischen Sprache und Literatur unter ihrem Adel aufzuweisen als wir Spötter; ja selbst ihr Küchen-Latein diente zur Erhaltung ihrer Vaterlandsliebe und ihres National-Stolzes. Denen hätte die Annahme einer fremden Sprache gewiß Abbruch gethan und also die Haupttriebfedern zerstört, deren sich eine weise Regierung zur Erreichung der größten Endzwecke bedienen kann.

Doch wieder auf die barbarischen Wörter zurück zu kommen! Wenn man den Adel der Römischen

Sprache durch die Mißverbindung mit ihnen zu schwächen fürchtet, so unterscheide man sie durch Unterstreichen oder durch irgend ein anderes Zeichen, so wie man in den unaufgeklärten Zeiten die Juden nöthigte, gelbe Aufschläge oder doch einen Fleck von anderer Farbe darauf zu tragen.

Doch sey es immer wahr, daß die Annahme der Lateinischen Sprache mit einigen Schwierigkeiten verbunden seyn würde; unübersteiglich sind sie nicht; und wir würden, wenn wir sie übersteigen wollten, nicht nur den oben erwähnten Uebeln abhelfen, sondern auch unseren Geist erheben, unsern Geschmack verbessern. Wer wird es bezweifeln, daß den Römischen Schriftstellern der erste Platz nach den Griechen gebührt, ja daß uns ihre Art zu denken sogar näher ist als die der Griechen *), und daß wir sie für zuverlässigere Muster als alle Neuern betrachten können.

*) Obgleich Homer ein weit größerer Kopf als Virgil war, so läßt ihn doch dieser in allem zurück, was auf Feinheit des moralischen Gefühls hinaus geht. Sich davon zu überzeugen, halte man den heimlichen Ausgang des Diomed und Ulyß im Homer mit dem des Nisus und Euryalus im Virgil zusammen, oder vergleiche den letzten entscheidenden Zweykampf ihrer Helden.

Ueber das moralische Gefühl im Homer und Virgil.

Man hat so viel Vergleichungen zwischen Virgilen und Homeren angestellt. Die meisten fielen zum Besten des Letzteren aus, und sein überwiegender Werth ist zu einem gelehrten Axiom geworden. Scaliger, der sich des Römers annahm, verdarb durch seine Vertheidigung fast mehr, als er gut machte. Seine Bemerkungen gehen auf einzelne Stellen hinaus. Er vermied die Plane zusammen zu stellen, und zeigte hierdurch die Schwäche seines Clienten. Großen Geist, Entwurf und Darstellung des Ganzen trifft man nirgends in einem so hohen Grade an, als in der Ilias. Die Feinheit, Gewandtheit und Feile Virgils können allein seine Wagschale nicht sinken machen. Laßt uns also noch ein Gewicht hinein werfen, damit der Grieche den Römer nicht gar zu hoch in die Luft schnelle. Dieses Gewicht heißt moralisches Gefühl. Homers häufige Verstöße dawider sind in unserem gebildeten Zeitalter höchst empörend. Ich will nur ein Paar

Stellen ausheben, und mit Virgilianischen vergleichen.

Ich erlasse dem Ulyß alle seine Lügen: aber sein Betragen gegen Dolon im X. Ges. der Ilias ist gar zu niedrig. Als er mit Diomeden bey Nacht hingehet das Trojanische Lager auszuspähen, und sie auf den Dolon treffen, der mit einem ähnlichen Auftrage von Hector gesandt war, ergreifen sie ihn. Dolon bittet:

Fanget mich lebend; ich kaufe mich los; denn ich habe zu Hause
Gold verwahret und Erz und künstliches Eisengeschmeide.
Hiervon gibt mein Vater euch herrliche Lösegeschenke,
Wenn er hört, daß sein Sohn bey den Schiffen der Griechen noch lebet.

Was antwortet hierauf Ulyß?
Fasse Muth und verscheuche getrost die Todesgedanken.

Aber kaum hat er heraus gebracht, was er wissen will, so tödtet er ihn mit kaltem Blute. Ganz anders handelt Aeneas. Einen so großmüthigen Mann kann nur die Nachricht vom Tode des Pallas in eine solche Wuth bringen, daß er sein der flehenden Menschheit immer offenes Ohr zum ersten Mahle den Bitten des besiegten Magus verschließet. Eine verzeihliche und fast sollte man sagen, edle Wuth! Pallas ist der Sohn Evanders, seines treuen, großmüthigen, ersten Gastfreundes in Italien. Der alte Mann lebt bloß in diesem hoffnungsvollen Jünglinge, den er ihm beym Scheiden auf eine so rüh-

rende Art empfohlen hat. Ach! wer kann alle Zufälle in der Schlacht voraus sehen und abwenden? Pallas liegt ermordet auf dem Felde. Turnus hat ihn getödtet und des künstlichen Wehrgehenkes beraubt, womit er nun als einer Beute prahlet. Aber eben diese Beute bringt den stolzen Sieger in das Verderben. Als ihn Aeneas im Zweykampfe schon überwunden hat, als das Flehen des gedemüthigten Feindes sein Herz schon zu rühren anfängt, erblickt er plötzlich diese unglückliche Beute auf den Schultern des Turnus. XII. Ges.

Und nun ruft er entflammt von Wuth mit furchtbarem Zorne:
Du, geschmückt mit der Beute der Meinigen solltest entrinnen?
Pallas, Pallas versetzt dir diese tödliche Wunde,
Er nimmt Rache durch mich an deinem Blute, Verräther!

Ich kenne im ganzen Homer keinen so feinen Zug. Da Turnus fallen mußte, (denn ihn leben zu lassen, hätte zu sehr gegen die Geschichte verstoßen,) so war es wohl unmöglich, den biedern Aeneas besser zu rechtfertigen. Halten wir nun den Achill dagegen. Dieser lehnt nicht nur den Vorschlag ab, den ihm Hector vor dem Kampfe thut, daß jeder den Leichnam des Besiegten zum Begräbnisse zurück stellen soll; sondern gibt seinem Feinde, der nun tödlich verwundet vor ihm lieget und seine Bitte wiederhohlt, diesen Bescheid.

Fleh mir nicht, Hund, bey meinen Knien und Aeltern! o brächte
Zorn und Wuth mich dahin, dein rohes Fleisch zu zerstücken
Und zu verzehren zum Lohne für das, was du Böses mir thatest!
Niemand soll mir die Hunde von deinem Haupte verscheuchen,
Wenn er auch schon mir zehn, wenn er zwanzigfältige Lösung
Hierher brächte, getreulich sie vorwägt, und mehr noch verhieße.
Dennoch gäbe ich der würdigen Mutter, die dich geboren,
Deinen Leichnam nicht hin, daß sie auf der Bahr' ihn beweine.
Nein! es müssen dich ganz die Geyer und Hunde zerreißen.

Was sagen meine Leser zu diesem Poissard? Doch ihr Unwille muß noch zunehmen, wenn sie überdenken, daß Achill den Sieg, den er so unedel mißbrauchet, auch schimpflich erworben hat. Homer, der sonst seinen Helden so groß zeiget, hat hierbey mehr als geschlummert. Pallas locket zuerst unter der Gestalt des Deiphobus Hectorn zum Kampfe und läßt ihn dann nicht bloß im Stiche, sondern gibt seinem Feinde die fehlgeworfene Lanze wieder zurück. Ist es nun ein Wunder, daß der Grieche sieget? Beym Virgil reißet Venus Aeneens Lanze, die der Faun im Boden haften machet, erst dann los, als Juturna, des Turnus Schwester, ihm statt seines gebrochenen Schwertes ein neues dar-

reichet. Hierdurch wird der Kampf weiter nichts als gleich, Venus und ihr Sohn bleiben bey Ehren, und können mit ihrem Siege der ganzen Welt unter die Augen treten.

Ich könnte noch viele Vergleichungen anstellen, welche alle die milde Denkungsart und die feine Empfindung des Römers in ein helles Licht setzen. Wer Lust hat, sich selbst noch mehr zu überzeugen, der halte den oben angeführten nächtlichen Auszug des Ulyß und Diomed mit dem ähnlichen des Nisus und Euryalus im IX. Ges. der Aeneide zusammen. Ich gestehe, daß der letztere eine mit der Hauptfabel nicht verbundene, folglich etwas fehlerhafte Episode sey. Wer aber, der ein Herz hat, wollte sie nicht lieber geschrieben haben, als die Homerische, wiewohl sie den strengen Regeln der Kritik besser angemessen ist?

Man rühmet so sehr die Großmuth Achills im XXIV. Ges. der Iliade, wo er dem Priamus die Leiche seines Sohnes zurück gibt; gegen bare Bezahlung, versteht sich, nicht umsonst wie Turnus die Leiche des Pallas X. Ges. Aen. Sollte er etwa den jammernden Greis aus dem Zelte hinaus werfen? Gedrohet hat er es ihm wenigstens, 569. V. Doch wenn er seine Drohung in das Werk gesetzt hätte, so wäre ja das Lösegeld verloren gewesen. Ob aber dieses bey seinem Edelmuthe in Anschlag kam, oder vielmehr ob es nicht der Hauptgrund hierzu war, das mag er uns selbst beantworten. Wir wollen sein Stoßgebeth an den todten Patroclus behorchen und mit dieser merkwürdigen Stelle schließen:

Zürn', o Patroclus, mir nicht, dafern du, wiewohl in dem Orcus,
Doch vernimmst, daß Priam von mir den göttlichen Hector
Los gekauft; denn er gab mir ansehnliche Löse-geschenke.
Und von diesen gewähr' ich auch dir, so viel dir gebühret.

Tasso ein Prophet.

Vor ein Paar Wochen *) wurde eine Stanze aus dem Tasso von jedermann gelesen und abgeschrieben, welche deutlich zu beweisen schien, daß die Römer nicht umsonst einen Dichter auch mit dem Nahmen eines Propheten (vates) bezeichnen. Hier ist sie sammt der Uebersetzung von einer geschickten Feder, die durch eine schöne Hand geleitet wird.

La Francia adorna or da natura ed arte
Squallida un di vedrassi in manto negro.
Nè d'empio oltraggio inviolata parte,
Nè luoco al suo furor rimaso integro,
Vedova la Corona afflitta, e sparte
Le sue sostanze, e'l regno oppresso ed egro,
E di stirpe real il più bel bronco
Arso, distrutto, e sradicato il tronco.

Dieß Gallien, das jetzt Natur und Künste schmücken,
Wird man dereinst entstellt im Trauerkleid erblicken.
Die gottvergeßne Wuth läßt dann nichts unentweiht,
Kein Stand bleibt ungekränkt, kein Ort bleibt unversehret.
Verwitwet klagt die Kron', ihr Reichthum ist zerstreut,
Das Land ist unterdrückt, zerrüttet und verheeret,
Und von dem Königshaus der Hauptzweig durch die Flamm'
Ergriffen und verzehrt; entwurzelt liegt der Stamm.

*) Dieser Aufsatz erschien im May 1793.

Ich jagte nun mühsam dieser Stanze nach, und fand sie endlich mit einigen Veränderungen in der Gierusalemme conquistata *), jener mißlungenen Verbesserung der Gierusalemme liberata, die nur wenig Verleger und noch weniger Liebhaber fand. In der besten Ausgabe des Tasso, die zu Florenz in 6 Folio-Bänden 1724 erschien, findet man dieses fromme, aber etwas langweilige Gedicht im ersten Bande gleich hinter der Gierusalemme liberata, und wäre man boßhaft, so könnte man sagen, daß aus einem jungen, reitzenden, liebenswürdigen, zärtlichen und angebetheten Mädchen eine alte Bethschwester geworden ist, deren schöne Reste keinen hinlänglichen Ersatz für die heilige lange Weile ihres Umgangs gewähren. Ich las die oben angeführte Stelle im Zusammenhange und sah, daß sie eben eine solche Prophezeyung sey, wie in der Aeneide, im Orlando und in der Gierusalemme liberata mehrere vorkommen, und wie selbst meine Wenigkeit im Doolin und Bliomberis einige gewagt hat, die buchstäblich eingetroffen sind, nähmlich eine Prophezeyung — vergangener Dinge. Hier erscheint Gottfrieden von Bouillon sein Vater im Traume, und gibt ihm eine Geschichte Italiens in nuce. Die Stelle von Frankreich deutet auf die Mißhälligkeiten des Papstes Sixtus V. mit Heinrichen, Könige von Navarra. Der Papst hatte ihn als einen Ketzer seiner Würde entsetzt, für einen Bastard erklärt und seine Unterthanen vom Ei-

*) *Cant. XX. St. 75.* die letzten Verse lauten dort so:
E di stirpe real percosso e tronco
Il più bel ramo, e fulminato il tronco.

de der Treue los gesprochen, wie es in jenen unaufgeklärten Zeiten Sitte war. Daß manche unserer schwarzen Herren diese Zeiten zurück wünschen, finde ich natürlich. Nur kann ich nicht begreifen, wie sie es so laut thun und dabey den Fürsten zurufen können, daß nur die Zurückführung dieser Zeiten ihre Thronen befestigen könne. Ein verderblicher, doch zum Glücke auch unausführbarer Rath!

Nachrichten
von den
Schauspielen der Chineser und Japaneser.
Aus dem Französischen.

Seit mehr als drey tausend Jahren blühet bey den Chinesern die von den Griechen etwas später erfundene Kunst, lebende Gemählde der menschlichen Verrichtungen aufzustellen, und moralische Schulen anzulegen, wo man die Tugend durch Handlung und Gespräch lehret. Die dramatische Poesie wurde also lange Zeit nur in dem einzigen Athen und in dem weiten Chinesischen Reiche ausgeübt, welches von der übrigen Welt getrennt und ihr unbekannt ist. Rom hat sie erst vier hundert Jahre später cultivirt. Nie kam sie zu den Persern und Indianern, die doch für erfindsame Völker gehalten werden *). Die von den Chinesern vorgestellten Trauerspiele haben Moral zum Gegenstande, welche sie durch die Beyspiele ihrer Helden und die Lehren ihrer Philosophen wirksamer zu machen suchen. Man bringt bey der Aufführung dieser Stücke oft zehn oder zwölf Tage hin, und spart keinen Aufwand, das Aeußere des Schau-

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes scheint hierin keine gute Nachricht zu haben, und Sacantola nicht zu kennen.

spielhauses so wohl, als auch die Scenen gut herzustellen und prächtige Kleider herbey zu schaffen. Alle Chinesischen Städte haben Truppen Possen- und Schauspieler von einer bessern Classe, die man in die Häuser kommen läßt. Das Schauspiel fängt immer an, wenn man sich zu Tische setzet. Vier oder fünf prächtig gekleidete Schauspieler treten in den Speisesaal, werfen sich auf die Erde nieder, und schlagen drey oder vier Mahl den Boden mit ihren Stirnen *). Diese Ceremonie gehet zwischen den Reihen der Tische vor, und sie kehren dabey das Gesicht gegen eine lange Tafel, die im Hintergrunde des Saales voll Fackeln und Rauchpfannen steht. Dann erheben sie sich wieder vom Boden, und übergeben ein großes Buch, worin mit goldenen Buchstaben das Verzeichniß von 50 oder 60 Stücken zu finden ist, die sie auswendig wissen **), und wovon der vornehmste Gast eines wählen kann. So bald die Wahl geschehen ist, fängt die Aufführung mit einer Symphonie von seltsamen Instrumenten an, von kupfernen und eisernen Becken, die einen rauhen, spitzen Ton von sich geben, von Trommeln aus Büffelfellen, Flöten, Querpfeifen, Trompeten und großen Glocken. Dieses lärmende Orchester, das nur den Chinesern gefallen kann, schweiget, den Komödien Platz zu machen, die ohne Decoration vorgestellt werden. Man breitet nur einen Teppich auf den Boden aus, und statt der Coulissen müssen

*) Eine bey den Morgenländern so allgemeine Gewohnheit, daß sie hier nicht hätte dürfen angeführt werden.

**) Mit oder ohne Einsager?

den Schauspielern die Zimmer nahe am Balcon dienen, wo sie herein kommen, ihre Rolle zu spielen. Die Schauspieler sind gut gekleidet, und wechseln zwischen den Acten oft ihren Anzug. Wenn eine neue Person auftritt, so sagt sie immer ihren Nahmen und die Rolle, die sie zu spielen hat *).

Das erste Stück ist immer heroisch, das zweyte komisch, das dritte pantomimisch. Uebrigens muß man in den Chinesischen Stücken weder Regelmäßigkeit, noch Interesse, noch irgend eine Wahrscheinlichkeit suchen **). So war bey den Griechen die Tragödie in ihrer Wiege, so waren in Frankreich die alten Farßen, die moralischen Stücke (Moralités) und die Geheimnißstücke ***).

Bey den Japanesern haben sehr reiche Privat-Personen ihr eigenes Theater. Bey diesem sind die Decorationen und Maschinen überaus prächtig. Man

*) Dieses ist auch bey den Griechischen und Römischen Prologen üblich. Euripides besonders findet es sehr bequem, sich auf diese Art dem Publicum verständlich zu machen. Polydorus, Jokasta, Andromache, selbst Venus sagen mit klaren Worten, wer sie sind, und wie die Sachen stehen. Nicht also verfährt der weisere Sophokles.

**) Scheinen nicht viele unserer mit Beyfall aufgeführten Stücke aus dem Chinesischen übersetzt zu seyn?

***) In den moralischen Stücken traten Tugenden und Laster, in den Geheimnißstücken die heiligsten Personen unserer Religion auf. Die Passionen am Charfreytage, die man in einigen Gegenden des katholischen Deutschlands noch vor zwanzig Jahren spielte, waren ganz im Geschmacke der Geheimnißstücke.

muß gestehen, daß nach den Chinesern kein Volk sich so gut darauf versteht als diese Insulaner. Unsere Decorateur könnten viel von ihnen lernen; sie könnten lernen ungeheure Riesen, spazierende Berge, volkreiche und belebte Städte, Springbrunnen und andere Dinge vorzustellen, die wir nur auf der Leinwand nachahmen. Ueber diesen Decorationen aber vernachläßigt man das Ohr und den Verstand nicht *). Die Japaneser haben Komödien, die ihnen nicht minder gefallen als uns die unsrigen. Der Stoff ist aus der Geschichte genommen. Man stellt die Abenteuer der Götter, oft auch ihre Liebschaften, vor **). Ihre Stücke sind, wie die unsrigen, in Acte und Scenen abgetheilt. Ein Prolog erklärt den Plan, verschweigt aber die Entwickelung, welche überraschend seyn muß. Die Intermezzi sind Ballette oder Possenspiele. Aber in Lust- und Trauerspielen ist alles auf Moral gebaut, und der Styl der erstern nachdrücklich und nicht selten kraftvoll.

In Japan trägt jedes Viertel der Stadt der Reihe nach ein oder zwey Mahl das Jahr die Kosten des Schauspieles. Diejenigen, welche die Reihe

*) Auch nicht einmahl den Verstand? Man sieht, daß die Japaneser schwerer zu befriedigen sind als die Wiener. Wenn die Musik singbar, und in Kleidern und Decorationen nichts vernachläßigt ist, so erlassen unsere Landsleute dem Dichter sehr oft die Kleinigkeit — Menschenverstand.

**) Das thut auch Plautus in seinem Amphitruo, den meine Leserinnen vielleicht aus der Molierischen Nachahmung kennen.

trifft, führen, wie in einer Procession, die Schauspieler und Maschinen herum. Man sieht unter einem reichen Thronhimmel einen breiten Schild, worauf der Nahme der Gasse stehet, auf deren Kosten diesen Tag gespielt wird. Eine lärmende Musik begleitet den Zug, und lockt eine Menge Volkes von den umliegenden Orten herbey. Hierauf folgen die Decorationen und das ganze theatralische Geräth *). Dann kommen die Schauspieler, nach ihnen die Einwohner dieses Stadtviertels in feyerlicher Kleidung; endlich schließt den Zug ein zahlreicher Pöbel, der paarweise gehet, und Bänke oder Strohmatten trägt. Da man diese Schauspiele nur an großen Festtagen gibt, und sie mit zum Gottesdienste gehören; so nehmen die Priester hierbey die ersten Plätze ein.

*) So trugen bey uns die Reitgaukler das Faß mit, durch das sie sprangen.

Ueber das Theater *).

Das Theater ist gewöhnlich der Geschmacksmesser einer Nation. Wir haben die gegründetste Hoffnung, daß das unserige, welches sich durch die große Anzahl vortrefflicher Schauspieler auszeichnet, sich künftig auch durch die gute Wahl der Stücke unterscheiden wird. Graf Kuffstein, der sich schon der gelehrten Welt von einer so vortheilhaften Seite gezeiget hat, verbindet mit den schönsten Kenntnissen großen Eifer und — Englische Geduld. Man darf erwarten, daß die Schauspielergesellschaft ihn kräftig unterstützen, und die ihrem Stande so oft gemachte Beschuldigung der Unverträglichkeit durch ihre Handlungen widerlegen wird.

Hier erlaube man mir ein Paar wichtige Fragen zu untersuchen, deren Entscheidung so großen Einfluß auf das Theater und auf Alle hat, die sich damit beschäftigen.

I. Ist eine in politischer Rücksicht strenge Censur bey uns nothwendig oder rathsam?

Keineswegs. Bey der Gutmüthigkeit unserer Nation, bey unserer wahren und gerechten Liebe zu dem besten Monarchen ist Verdacht, dieser einzige

*) Dieser Aufsatz erschien im Februar 1793.

Grund einer strengen Censur, eine unverdiente und empfindliche Kränkung für uns. Man lasse den Schauspieldichter die bittersten Dinge über die rasche Eigenmächtigkeit und den Despotismus der Fürsten sagen. Wir werden, Gott Lob, in unseren Staaten das Gegentheil finden, und unser theurer Monarch wird mit heiterer Stirn und ruhigem Gewissen der erste klatschen können: Er, der nichts rasch, nichts eigenmächtig thut, als Gutes, keinen Despotismus ausübet, als über sich selbst und seine Leidenschaften. Mag immerhin ein beherzter Vertreter der unterdrückten Unschuld dem Tyrannen Heinrich VIII. *) kraftvolle Vorstellungen machen, und ihm dreist in das Gesicht sagen: »Er sey nicht befugt den Spruch der Richter zu ändern." Mag auch das Publicum die Stelle laut billigen! Diese Vorstellung verdient ja gemacht, verdient ja gebilligt zu werden. Nur in einem Staate, wo die Regierung sich ähnlicher Eingriffe in die Rechte der Menschheit bewußt wäre, könnte diese Billigung als ein bitterer Vorwurf, als das Rollen eines nahenden Donners betrachtet werden. Wo aber ein dankbares Volk milde beherrscht wird, dient der Argwohn zu nichts, zu gar nichts, als Mißver-

*) In Anna Boulen oder Bolley, wie der Verfasser sie nennet, einem sehr schlechten Stücke. Es erscheinen darin zwey bis drey eingefleischte Teufel, die nicht nur morden oder morden lassen, man weiß nicht recht warum, sondern es auch so einfältig anstellen, daß sie noch dummer als boßhaft seyn müssen, wenn sie sich einen guten Erfolg davon versprechen.

gnügen zu wecken, wo keines ist. Auch äußert ihn unsere Regierung nicht; ihr kann man keine übertriebene Strenge in Ansehung der Theater-Censur zur Last legen, sonst müßten Emilia Galotti, Maria Stuart, Fiesco, Caspar der Thoringer *) auf keinem Theater gespielt werden. Nicht die Censoren, die auf Befehl des Staates, sondern jene, die auf Antrieb ihres Weisheitskitzels censiren, erheben einen Mordlärm über die gleichgültigsten Dinge, und schreyen Zeter, wenn sie das Wort Freyheit hören, wäre auch nur von der Freyheit, jemanden seine Aufwartung zu machen, die Rede. Durch diese Besorglichkeit wollen sie entweder ihren brühheißen Patriotismus oder ihre übergroße Staatsklugheit jedermann unter die Nase reiben. Selbst das allgemeine Vergnügen verbittern sie, und raunen Bekannten und Unbekannten ihre Bedenklichkeiten in das Ohr. Als wahre D. Pedri Rezii **) des Publicums, schlagen sie mit ihrem politischen Stäbchen auf jede gute Speise, die man uns vorsetzt. Gott Lob, daß sie deßhalb nicht gleich weg-

*) Das letztere Stück wurde öfters auf einem der Nebentheater gespielt.

**) Man weiß, daß der Doctor D. Pedro Rezio dem Statthalter von Barataria, Sancho Pansa, alle Speisen wegtragen ließ, nachdem er sie zum Zeichen, daß sie schädlich sind, mit seinem Stäbchen berührt hatte. Wenn Seine Excellenz krank gewesen wäre, so hätte es noch hingehen mögen; aber einem gesunden Menschen so mitspielen, das heißt, ihn aus lauter Vorsorge krank machen.

getragen wird! Indessen machen sie doch durch ihr Geplauder die Censur, die Direction und den Schauspieldichter schüchtern, betrübt, mißmuthig und rauben sich und andern manchen angenehmen Genuß. Doch diese Staatsklugheit ist nicht die einzige Geißel derer, die für unser Vergnügen arbeiten. Eine nicht geringere ist die übertriebene Empfindlichkeit. Diese veranlaßt meine zweyte Frage.

II. Wenn ist irgend ein Stand befugt, sich über den Schauspieldichter zu beschweren, und das Verboth des Stückes vom Staate zu begehren?

Nur damahls, wenn der ganze Stand wirklich angegriffen und gelästert wird, nicht aber, wenn einzelne Personen aus einem Stande als lächerlich oder boßhaft vorgestellet werden. Ich hörte einst einen verehrungswürdigen General wider die Wölfe in der Herde und den Cadetten im Deserteur aus kindlicher Liebe klagen und behaupten, das Metier würde durch Vorstellung der Taugenichtse, die es entehren, herab gesetzt. Ich führte ihm zu Gemüthe, daß die Präsidenten keine ähnliche Klage wider die Ifflandischen Mündel erhoben hätten, wiewohl hier ein höchst niederträchtiger Mann in diesem ehrenvollen Posten erscheint. Ja, setzte ich hinzu, selbst Ludwig der XIV. nahm es dem Racine nicht übel, einen bösen Fürsten *) auf das Theater gebracht zu haben. Auch

*) Den Nero im Britannicus.

würde man ohne diese Erlaubniß bald gar kein heroisches Trauerspiel aufführen können. Wenn also der höchste Stand die Vorstellung tadelhafter Personen aus demselben duldet, mit welchem Rechte kann sich irgend ein anderer Stand, selbst der geistliche, dawider sträuben? Gewiß verdient der letztere unsere ganze Hochachtung. Aber träte die theatralische Vorstellung dieser Hochachtung zu nahe, so dürfte man gar keinen Stand auf die Bühne bringen; denn jeder verdient Hochachtung, jeder hat ein gleiches Recht, Sicherheit wider die Kränkungen der Ehre vom Staate zu fordern; so wie jeder ein gleiches Recht hat, Sicherheit des Lebens und der Güter zu verlangen. Also entweder gar kein Schauspiel oder die Befugniß, Personen aus allen Ständen darauf zu zeigen! Wenn man einen einzigen ausnähme, so beginge man eine Ungerechtigkeit an allen andern. Nichts sey vom Theater verbannt, als was die Gesetze der Kunst, der Moral und der Sittsamkeit beleidigt. Im letztern Falle sey man eher zu strenge als zu gelinde. Ich bin es sehr zufrieden, daß man die Scene im Fiesco weggelassen hat, wo Bertha über erlittene Gewalt klagt, und noch die Spur der Gräuelthat in ihrem angstvollen Gesichte, ihren zerstreuten Locken, ihrem zerstörten Gewande zeiget. Eine solche Scene ist tauglicher zur Lesung, als zur Darstellung. Freylich kann man sagen, das Laster werde hier von der häßlichsten, ja sogar von der schauervollsten Seite vorgestellet. Aber ich frage alle Aeltern, die mit einer wohl erzogenen Tochter von 16 Jahren im Thea-

ter waren, ob sie sich bey dieser Scene nicht nach Hause gewünscht haben, besonders da junge Leute, Stutzer und Wollüstlinge nicht die Bertha, sondern die Schauspielerinn, das Frauenzimmer vor sich sehen, und selten eine solche Gelegenheit versäumen, ihren Witz auszukramen, oder wenigstens mit bedeutendem Lächeln einen unverlangten Commentar zu Bertha's Reden liefern. Hierdurch wird die Täuschung, folglich auch der tugendhafte Abscheu vor dem Laster gestöret, der allein der Endzweck und die Entschuldigung solcher Scenen seyn kann. Mit weniger Gefahr würden junge Personen die wirkliche Bertha sehen können, weil hier der wahre Schrecken, das wahre Mitleid alle andern Leidenschaften ersticken müßten.

Ich habe oben gesagt, daß man nur ein solches Stück tadeln oder verbiethen soll, worin ein ganzer Stand wirklich angegriffen ist. Ich muß hier auch das Wort wirklich erläutern. Wenn ein Bösewicht die heiligsten Gefühle, die sich ihm wider Willen aufdrängen, für eine Schwachheit erklärt, wie Catilina beym Voltaire:

Titres chers et sacrés et de pere d'époux,
Foiblesses des humains;

so wird man es wohl nicht unmoralisch finden. Wenn jemand in der Leidenschaft die bittersten Schmähreden wider den ausstößt, von dem er sich beleidiget glaubt; so weiß der Zuseher, daß dieses nur Erbitterung, nicht Wahrheit, zum Grunde hat; daß es nur die Meinung der vorgestellten Person,

nicht des Autors, ist. Wer wird es dem getäuschten Gemahle der Imogen glauben oder übel nehmen, wenn er im gerechten Schmerzen so viele ungerechte Lästerungen wider das schöne Geschlecht vorbringt, ein ganzes Inventarium von dessen Untugenden verfaßt, und endlich schließt: »Alle Fehler, »die man nennen kann, sind dem Weibe eigen ganz »oder zum Theile, viel mehr ganz."

Eben so verhält es sich mit gewissen Beschuldigungen der Stände. Der Schauspieldichter stelle einen Mann vor, der von einem Großen lange Zeit mit eiteln Versprechungen ist getäuscht worden, und lasse ihn sagen: »Ja so sind die großen Herren! so »wenig halten sie Wort." Könnten sich die großen Herren mit Recht erzürnen? Ich glaube nicht. Ueberhaupt ist man jetzt so geneigt, Aergerniß zu nehmen, daß jeder etwas vorsichtige Mensch es beynahe verreden sollte, sich mit dem Theater zu beschäftigen. Als vor ein Paar Monathen der Ritter Felseck, ein sehr schlechtes Stück, gespielt wurde, tadelte man nicht nur, wie billig, das Stück, sondern man fand es auch unschicklich, daß eine boßhafte Kreatur andächtige Empfindungen heuchle. Hierin nun sehe ich nichts Tadelnswerthes. Die Geschichte und der tägliche Umgang liefern uns leider genug Originale zu dieser Copie. Die wahre Frömmigkeit verliert nichts, wenn die Heucheley entlarvet und in ihrer häßlichen Gestalt dargestellt wird. Dieß hat schon längst der frömmste aller Schriftsteller, Gellert, in seiner Bethschwester gethan. Laßt uns also nicht übertrieben strenge gegen die

Schauspieldichter seyn, und ihnen, wenn sie nur den Wohlstand nicht verletzen, alle Laster aller Stände preis geben. Sonst werden wir bald jeden fähigen Kopf von dieser Arbeit zurück scheuchen, und nicht nur Mangel an neuen Stücken haben, sondern auch die vortrefflichsten alten von der Bühne verbannen müssen.

Theater-Gerechtigkeit in Udine *).

Baron Pacassi, dieser große Mathematiker, den man in London, in Petersburg, in Stockholm verehret, und den man auch in Wien verehren würde, wenn er — nicht ein Wiener wäre, erzählte mir folgende Theater-Geschichte aus Udine, die wohl verdient, allgemein bekannt und mutatis mutandis nachgeahmt zu werden.

Er war in Udine bey der Aufführung von Geblers Clementine, die man eben in das Italiänische übersetzt hatte. Ein Schauspieler, der eine der ersten Rollen hatte, stockte zu verschiedenen Mahlen, und nun erhob sich ein Getöse und ein lautes Asino! Bestia! Baron Pacassi fragte, ob dieser Mensch ein schlechter und verhaßter Schauspieler sey. Nichts weniger, war die Antwort; vielmehr ist er ein Liebling des Publicums; aber heute und gestern brachte er den ganzen Tag im Kaffehhause zu, und vernachlässigte seine Rolle darüber. Man erinnert ihn also auf diese Art an seine Schuldigkeit. Diese Erinnerung wurde so oft wiederhohlet, als er stockte, und am Ende des Stückes mußte er heraus treten und Abbitte thun. Nun klatschte man zum Zeichen der Versöhnung, und er wußte den folgenden Tag seine Rolle ohne Stocken. Ich wünschte das Asino, Bestia, Benennungen, welche eines Künstlers und ei-

*) Dieser Aufsatz erschien im October 1793.

nes Publicums unwürdig sind, in den anständigern Aufruf: Rolle lernen! umgeändert, dann aber die Udiner Theater-Justiz auch hier eingeführt, und das lieber heute als morgen! Ich habe mich schon oft über die Gelassenheit, nicht doch! über die Blödigkeit gewundert, mit der sich unser Publicum alles gefallen läßt. Doch wenn auch das Publicum nicht versteht oder nicht fordert, was es zu fordern berechtigt ist; so darf doch kein Schauspieler auf den Künstlernahmen und die damit verbundene Achtung Anspruch machen, der die Kunst durch öftere und grobe Vergehungen entehret. Wer seine Pflicht nicht thut, ist in jedem Stande verächtlich, und eine der ersten Pflichten eines Schauspielers ist seine Rolle wissen. Ich kann auf Ehre versichern, daß seit zwanzig Jahren, als ich die Bühne besuche, dieser Fehler nie so allgemein, nie so auffallend, nie so schamlos ist begangen worden als eben jetzt. Die bessern Schauspieler gehen den schlechtern mit ihrem Beyspiele vor, und diese zeigen einen recht edeln Wetteifer. Sie wissen oft gar nicht, an wem die Rede ist.

Die Frauenzimmer, zur Ehre des schönen Geschlechtes sey es angemerkt, lassen sich diesen Fehler sehr selten zu Schulden kommen; und dennoch liegen die häuslichen Geschäfte und die Sorge für die Kinder mehr auf ihren als auf der Männer Schultern. Unter den Männern verdient vorzüglich Herr Weidmann auch von dieser Seite den Dank und die Liebe des Publicums. In so vielen Jahren wird man ihn auch nicht ein einziges Mahl auf einer Nachlässigkeit ertappt, ja kaum bemerkt haben, daß er stocke

oder stottere. Dennoch spielt Herr Weidmann sehr oft, spielt sehr lange Rollen und immer mit dem besten Willen, mit dem deutlichsten Bestreben, dem Publicum ein Vergnügen zu machen.

Noch ärger, als die Nachlässigkeit im Auswendiglernen, und überhaupt das Allerärgste, was ein Schauspieler begehen kann, ist das vorsetzliche, muthwillige Verderben einer Rolle. Auch sogar diese Mißhandlung des Publicums hat sich ein sonst guter Schauspieler erst jüngst in der Aufführung Julchens erlaubt. Wir wollen hoffen, daß es nicht wieder, oder doch daß es nicht ungestraft geschieht. Wenn die fünf Mitglieder des Ausschusses, und insbesondere der Inspicient nicht darauf sehen; so verdienen sie die strengste Ahndung von der Hof-Direction; denn ich will doch nicht hoffen, daß die leider eingerissene Anarchie gesetzmäßig wie in Frankreich und niemand dazu bestimmt sey, über das Spiel der Acteur zu wachen. Wer wären abet die Wächter, wenn es die Herren vom Ausschusse nicht sind?

Herzenserleichterung über die Empfindlichkeit einiger Schauspieler.

Man hat mir gesagt, und mit unter habe ich es selbst bemerkt, daß einige Schauspieler über meine Kritiken bitterböse geworden sind. Schon recht! Desto weniger brauche ich künftig ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Ich habe die Herren, außer dem Fall einer groben Nachlässigkeit, mit aller Schonung und Achtung behandelt, und nach bestem Wissen und Gewissen, ohne alle Nebenabsicht, ohne alle Parteylichkeit, kurz so geschrieben, wie ich es vor dem Richterstuhle der Wahrheit und des Geschmackes verantworten zu können glaube. Wenn sie nun darüber unwillig werden, so thun sie es auf ihre eigene Gefahr. Ich bekümmere mich wenig darum. Jeder Unbefangene, wenn er auch meine Denkungsart nicht kennt, muß es den Recensionen selbst ansehen, daß sie frey von Bitterkeit, daß sie bloß zum Besten der Kunst und zur Bildung der Künstler geschrieben sind, und eher durch eine zu große Gelindigkeit fehlen, als durch eine zu große Strenge. Ich war vielleicht hier und da vorschnell im Loben, aber immer sehr langsam im Tadeln; bey zweifelhaften Fällen zog ich wohl auch andere zu Rath, und nicht selten theilten mir

Freunde und Kenner des Theaters ihre Bemerkungen mit, die ich dann mit Sorgfalt prüfte und benützte.

Wenn ungehindert aller dieser Vorsichten die Kritiken einigen Herren Schauspielern doch nicht recht schmecken wollen; so dürfte die Ursache wohl minder in den aufgetischten Gerichten als in ihrem Gaumen liegen, der alles, was nicht Lob ist, unschmackhaft und ekel findet: eine für die Kunst sehr gefährliche, ja tödtliche Krankheit, die man nur durch gewaltthätige Hülfsmittel heilen kann. Die Herren mögen bedenken, daß ein redlicher Arzt auch diese versuchen muß, wenn die gelindern nichts verfangen. Bey der neuen Einrichtung, welche dieses Journal das künftige Jahr bekommt, soll der Theater-Artikel fortgesetzt, und für mehrere gerechte, einsichtsvolle und strenge Recensenten gesorgt werden, denen ich dann ganz oder zum Theil Platz machen und mich freuen werde, wenn ihre Bemühungen glücklicher sind als die meinigen.

Ueber die Groteschi in unseren Balletten *).

Grotesk heißt in den schönen Künsten und Wissenschaften dasjenige, was der Natur nicht gemäß, was bloß in der Einbildung des Künstlers gegründet ist. In diesem Verstande sind Feen, Sylphen, Drachen, Hippogryphen u. s. w. grotesk.

Grotesk-komisch ist so viel, als komische Carricatur. Der Satyr der Griechen, der Maccus oder Mimus Albus der Römer, der Harlekin der Italiäner, der Gracioso der Spanier, der Merry Andrew der Engländer, der Hanswurst der Deutschen, der Kasperl der Wiener gehören in das grotesk-komische Fach. Wenn also ein Fremder unter den Groteschi die Lustigmacher der Ballette verstünde, so sollte er meinen, er habe es getroffen. Aber keinesweges! Diese Groteschi sind eigentlich Springer. Machten sie nun ihre Sprünge mit Anmuth und Leichtigkeit nach den Regeln der Kunst und ohne Gefahr sich zu beschädigen, wie beyde Tänzerinnen oder doch die kleinere Mad. Venturini wirklich thut; so sehe ich nicht, wie es der Geschmack, und noch weniger, wie es die Moral übel nehmen könnte. Aber die Sprünge dieser Tänzer sind so beschaffen, daß sie nicht nur das einförmigste und geschmackloseste, sondern auch das unsittlichste Schauspiel darstellen. Oder ist es etwa nicht gegen die Mo-

*) Dieser Aufsatz erschien im Junius 1793.

ral, seine geraden Glieder auf das Spiel setzen, damit man dafür das Klatschen des Pöbels aller Classen einernte? Ich gestehe, daß mir bey den gefährlichen Sprüngen immer das Herz im Leibe zittert, und daß das Vergnügen über die Gelenkigkeit des Tänzers durch die Furcht vergället wird, einen Menschen als einen ewigen Krüppel hinstürzen zu sehen. Diese Furcht ist nichts weniger als übertrieben und ungegründet. Auf dem Linzer Theater hat sich schon ein ähnlicher Fall ereignet *). Der auf eben diese Art verunglückte ältere Herr Venturini hinkt seinen Nachfolgern eine heilsame, aber fruchtlose Warnung vor. Herr Brunetti selbst, einer dieser Groteschi, hat sich bereits ein Paar Mahl beschädiget, und konnte längere Zeit das Theater nicht betreten. Dennoch bemerket niemand, daß ein solches Schauspiel einer gesitteten Nation unwürdig sey.

Wenn man es einmahl wagte, einen Priester auf das Theater zu bringen; ich wette, die Geistlichkeit würde sich dagegen sträuben, obgleich ihr Stand nicht ehrwürdiger ist, als der Stand der Fürsten, die man doch, ohne der schuldigen Pflicht gegen sie zu nahe zu treten, bald gut, bald böse vorstellet. Dennoch wette ich, die Geistlichkeit, oder, um gerecht zu seyn, der unaufgeklärte Theil der Geistlichkeit, würde sich dagegen sträuben. Aber ruhig läßt sie geschehen, daß man das Gesetz der Selbsterhaltung, das Gott uns durch die Vernunft geoffenbaret und in

*) Im Jahre 1761 riß dem Ballettmeister Jacobelli bey einem *Chassé tourné* der *Tendo Achillis* des linken Fußes ab.

den zehn Gebothen wiederhohlet hat, vor einem ganzen Publicum übertrete. Allein wo denke ich hin! Sind denn nicht alle diese halsbrecherischen Künste gerade in dem frommen Italien zu Hause? Werden sie denn nicht selbst im heiligen Rom, wo man kein Frauenzimmer, nur — Verschnittene auf der Bühne duldet, mit Genehmigung der Obrigkeit auf öffentlichem Platze getrieben? Man wüthet hier und da selbst wider die Körper der Selbstmörder, welche doch Unglück, Leidenschaft, Verzweiflung, vielleicht gar Verrücktheit zu diesem Schritte gebracht hat; man bezahlt aber diejenigen, die auf einem Schwungseile oder bey einem Salto mortale aus niedriger Gewinnsucht sich der Gefahr aussetzen, Selbstmörder zu werden. Wie unmoralisch, wie unzusammenhängend! Weit edler und klüger als die orthodoxen Italiäner handelte der unorthodoxe Fridrich der II. Er verboth alle Gaukeleyen, und wollte nicht, daß solche Leute in seinem Lande den Hals brechen sollten. Dächten alle Fürsten, wie Fridrich, so würden einige tausend Menschen ein Gewerbe ergreifen, das sich besser mit dem Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft und der Ehre der Menschheit verträgt.

Ueber den an mich gerichteten Vertheidigungsbrief (lettera apologetica) des Herrn Joseph Voltiggi.

Herr Joseph Voltiggi mißbilliget viele meiner Meinungen, die ich in der Oesterreichischen Monathsschrift *) über Opern und Ballette geäußert habe, und beehrt mich mit einer Widerlegung, welcher er die Form eines Briefes gegeben, und die er in einem so gemäßigten, so freundschaftlichen Tone abgefaßt hat, daß die Horazische Benennung: leicht aufzubringendes Dichtervolk (Genus irritabile vatum) gar sehr auf mich passen müßte, wenn ich diesen Brief übel nehmen könnte. Ueberhaupt ist ja der Staat der Wissenschaften höchst demokratisch, und der einzige große Staat, an dem diese Form von allen Kennern als nützlich und nothwendig muß gepriesen werden. Wie dürfte ich es also Herrn Voltiggi verdenken, daß er über viele Dinge anders urtheilt als ich? Auch verdenke ich es ihm so wenig, daß ich gewiß seinen Brief in der Uebersetzung, die er mir gütig anbiethet, würde eingerückt haben, wenn ich dem Theater-Artikel so viel Platz einräumen könnte. Ueber unsere Meinungen mag das Publicum entscheiden, aber einige Erklärungen kann ich

*) Ich weiß nicht, warum Herr Voltiggi sie *Mercurio* und nicht *Giornale Austriaco* nennet.

Herrn Voltiggi doch nicht versagen. Ich hoffe, er wird sie so aufnehmen, wie ich sie gebe, als einen Beweis meiner Achtung und Aufmerksamkeit *).

Ich habe einige der hier aufgeführten Italiänischen Opern getadelt und ihren Verfassern Mangel an Geschmack, ja oft an Menschenverstand, vorgeworfen. Ich berufe mich auf das Urtheil aller Unparteyischen, ob ich diesen elenden Versemachern zu viel gethan habe. Herr Voltiggi selbst kann mir nicht Unrecht geben; indessen behauptet er doch, daß unter einer Menge schlechter Opern eine gute Anzahl erträglicher und viele vortreffliche zu finden seyn. Wir kennen hier außer Casti's Arbeiten, denen ich schon anderswo Gerechtigkeit widerfahren ließ, keine vortrefflichen. Der nächste an ihm, longo sed proximus intervallo, ist der vorige Theater-Poet da Ponte. Fast alle andern komischen Opern, die man hier gegeben hat, sind in Ansehung der Poesie unter aller Kritik; demnach haben die größten Meister, ein Paisello, ein Cimarosa u. s. w., sie in Musik gesetzt. Würden diese sich mit so schlechten Opern abgegeben haben, wenn der Vorrath der vortrefflichen oder wenigstens der erträglichen so groß wäre, als Herr Voltiggi uns überreden will? Es sey mir also erlaubt, meine Verwunderung an den Tag zu legen, wie eine Nation, welche die Schriften eines Tasso, eines Ariost, eines Metastasio und so vieler

*) Außer diesem Falle werde ich schwerlich antworten. Wer einen literarischen Krieg mit der Oest. M. zu führen vor hat, wird seinen Plan aufgeben müssen,

großen Männer nicht bloß in ihren Bücherschränken, sondern auch in ihrem Gedächtnisse aufbewahret *), die Geduld haben kann, sich so dummes Zeug vorsingen zu lassen. Merkt sie denn nicht, daß es Schade ist, eine gute Musik an solche Verse zu verschwenden? Befriedigt sie sich denn bloß mit dem Schalle der Instrumente und Stimmen, und vergißt sie hierüber den Sinn der Worte? Wer die Italiäner nur aus den meisten Operen buffen kennt, der würde es nimmermehr glauben, daß Italien die Wiege der wieder auflebenden Künste und Wissenschaften, die Lehrerinn Europens gewesen sey; er würde es nimmermehr glauben, daß in einem Lande, wo man im achtzehnten Jahrhunderte so groben Unsinn von den ersten Bühnen singen hört, schon im vierzehnten Jahrhunderte Petrarca's und Dante's Gesänge erklungen hatten, die noch jetzt die Herzen Einheimischer und Fremder zur gerechtesten Bewunderung hinreißen.

Nach dieser Erklärung wird Herr Voltiggi den ungerechten Vorwurf zurück nehmen, »ich habe ein Vorurtheil wider seine Nation." Ich könnte ihm vielmehr meine Vorliebe für dieselbe beweisen, wenn etwas an meiner Meinung gelegen wäre; ich könnte anführen, daß seit zwölf Jahren her keines verstrich, worin ich nicht nebst den Heldengedichten Homers und Virgils das Meisterstück Tasso's durchge-

*) Die Gondelfahrer in Venedig wissen ganze Gesänge des *Gierusalemme liberata* auswendig, und singen sie während ihrer Arbeit.

lesen, durchstudieret, und die Wahrheit des Satzes gefühlt habe, den auch Herr Voltiggi in seinem Briefe behauptet: Das wahrhaft Gute sättige nicht. Erst jüngst lieferte ich, dem Wunsche des vortrefflichen Verfassers und seines hohen Gönners gemäß, eine Uebersetzung des schönen Castischen Gedichtes auf die Geburt des Erzherzogs, und versprach die nächste Castische Oper, den Coblai oder den Calilina, meinen Landsleuten auch in ihrer Sprache mitzutheilen. Ich kann also keines Vorurtheils wider die Italiänische Nation oder Literatur, sondern nur wider ihre komischen Opern angeklagt werden. Zu dem letztern halte ich mich durch so viele schlechte Ausgeburten vollkommen berechtigt. Wenn es Herrn Voltiggi und andern fähigen Köpfen gefallen wird, solche Operen buffen zu liefern, die sich mit den besten Französischen, Englischen und Deutschen messen können; so werde ich gewiß der erste seyn, der ihnen von ganzem Herzen zuklatschet, und sich freuet, durch gerechte Klagen eine Gelegenheit zur Verbesserung dieses Dichtungszweiges gegeben zu haben. Freylich ruft Herr Voltiggi zu meiner Befremdung aus: »Was haben andere Nationen Besseres oder nur eben so Gutes aufzuweisen, daß sie unsere Operen buffen verachten?" Wie? ist er denn ganz ein Fremdling in diesem Theile der Literatur? Kennt er nicht die Arbeiten eines Weiße, Michaelis, Gotter, Engel, Meißner, Göthe, die komischen Opern, die zu Berlin 1774, und das Lyrische Theater der Deutschen, das in Leipzig 1782 heraus kam? Kennt er nicht die scherzhaften Singspiele eines Gay,

Fielding, Coffley, Lillo, Bickerstaff? Ja nicht einmahl die große Menge der Französischen Operetten von Le Sage, Favart, Vade, Anseaume, Prisinet, Sedaine, Marmontel? Hat er nichts vom Théâtre des Vaudevilles gehört, das täglich mit den artigsten Operetten die Zuschauer ergetzet? Ich muß ihn bitten, sich mit allen diesen Schriftstellern näher bekannt oder auch nur bekannt zu machen; dann hoffe ich von seiner Gerechtigkeitsliebe ein offenherziges Bekenntniß, »daß die Italiäner in diesem Zweige der Dichtkunst noch weit zurück sind." Mögen sie immer die größte Anzahl komischer Opern haben! Ein Mann von Verstand, wie Herr Voltiggi, mißt die Fortschritte in der Kunst gewiß nicht nach der Anzahl der Kunstwerke, sondern nach ihrem Werthe ab. Ist es ein Wunder, daß wir Deutsche keine große Menge komischer Opern besitzen, da in unserem Vaterlande kaum auf drey oder vier bessern Bühnen Deutsche Opern gegeben, und auch dort sogar die Originale durch die häufigen Uebersetzungen Französischer und Italiänischer Opern verdrängt werden?

Ehe ich von Herrn Voltiggi Abschied nehme, muß ich ihn doch aus wahrer Freundschaft bitten, künftig mit seinem Lobe etwas haushälterischer umzugehen. Wer zuerst den Gesang eines Maffoli anpreiset, dann gleich darauf den Gesang eines als Schauspieler schätzbaren Raffanelli, der scheint das Lob des erstern zurück nehmen zu wollen. Auch soll er mir meinen unsterblichen Freund Gluck ja für keinen Schüler des Sanmartini ausgeben! Gluck bahnte sich seinen eigenen Weg, der von allem,

was Sanmartini gehört, gewußt und geschrieben hatte, weit entfernet war. Wenn dieser große Mann noch jemands Schüler heißen sollte, so hätte auf diese Ehre niemand als Händel, gleichfalls ein Deutscher, einigen Anspruch. Nicht der ist unser Meister, der uns die ersten Anfangsgründe einer Wissenschaft beybringt, sondern der, zu dessen Genius sich der unserige hinneiget, dem wir als einem großen Muster nachstreben, dessen Geist und Manier wir uns eigen zu machen bemühet sind.

Inhalt.

Seite

Johann von Alxingers Ehrengedächtniß. . . 111
Saint Flour und Justine. (Aus dem Französischen.) 5
Von dem Adel. 158
Ueber die Umgangssprache. 189
Ueber das moralische Gefühl im Homer und Virgil. 195
Tasso ein Prophet. 201
Nachrichten von den Schauspielen der Chineser und Japaneser. (Aus dem Französischen.) . 204
Ueber das Theater. 209
Theater-Gerechtigkeit in Udine. 217
Herzenserleichterung über die Empfindlichkeit einiger Schauspieler. 220
Ueber die Groteschi in unseren Balletten. . . 222
Ueber den an mich gerichteten Vertheidigungsbrief (*lettera apologetica*) des Herrn Joseph Voltiggi. 225

Wien.

Gedruckt bey B. Ph. Bauer.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Alxinger, Johann Baptist <<von>>,

Johann von Alxingers sämmtliche Werke

Bd.: 10. Prosaische Aufsätze

Wien 1812

P.o.germ. 34 af-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104614-1